Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 21 (1967)

Heft: 1-4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

EINAR VON SCHULER, *Die Kaškäer, ein Beitrag zur Ethnographie des alten Kleinasien.* XVI, 198 S., 4°. (Untersuchungen zur Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie, Band 3). Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1965.

Für einen ersten Überblick mag die Gleichsetzung von «Kleinasien im 2. Jahrtausend v. Chr.» mit dem «Hethiterreich» genügen. Aber gerade die schriftliche Hinterlassenschaft der Hethiter hat gezeigt, daß wir mit der Anwesenheit vieler weiterer Völkerschaften im bronzezeitlichen Anatolien zu rechnen haben, und da einige dieser ethnischen Gruppen auch sprachlich faßbar sind, hat sich die philologisch-linguistische Forschung bereits recht intensiv damit auseinandergesetzt (Protohattier, Palaier, Luwier, Churriter usw.). Von einem dieser Völker aber, welches in den hethitischen Texten sogar recht häufig erwähnt wird, haben wir indessen bis jetzt keine Sprachdenkmäler; es ist das Verdienst des in Berlin als Nachfolger von Johannes Friedrich tätigen Hethitologen Einar von Schuler, diesem Randvolk der Hethiter eine eigene Monographie gewidmet zu haben.

Es handelt sich um die Kaškäer. Da jeder König des sogenannten Neuen Reiches (zwischen 1450 und 1200 v. Chr.) gegen sie hat kämpfen müssen, nehmen Schilderungen der Auseinandersetzungen mit ihnen einen vergleichsweise breiten Raum in der historischen Literatur der Hethiter ein. Wiederholt wurden auch Staatsverträge zwischen den Hethitern und den Kaškäern oder einzelnen Gruppen derselben geschlossen, und schließlich geben sogar noch einige religiöse Texte wichtige Hinweise auf die Kaškäer: Die hethitischen Könige führen in ihren Gebeten Klage wider sie bei den Göttern, oder sie heben ihre Verdienste hervor wegen der Zurückgewinnung der einst an die Kaškäer verlorenen Kultstätten. Das Territorium der Kaškaleute lag nördlich vom hethitischen Kerngebiet, das heißt im pontischen Bergland im Einzugsgebiet der Flüsse Lykos (Kelkit Irmak) und Iris (Yeşil Irmak) und im Mündungsgebiet des Halys; genauere Lokalisierungen sind bei der allgemeinen Unsicherheit der altkleinasiatischen Geographie natürlich nicht zu geben.

Von Schuler gliedert den Stoff in fünf große Kapitel, wobei das erste («Einleitung») mehr allgemeine Probleme behandelt, aber wegen der grundsätzlichen Erörterung des Quellenwertes von altorientalischen Berichten über fremde Völker sehr lesens- und bedenkenswert ist. Im zweiten Kapitel bietet der Autor einen «Versuch einer Geschichte der Kaškäer». Leider geben die Texte keine eindeutige Antwort auf die Frage, seit wann die Kaškaleute in ihren historischen Wohnsitzen leben, noch weniger, von wo sie hergekommen sind. Der Anitta-Bericht und die altassyrischen Urkunden kennen die Kaškäer noch nicht; sie werden auch sonst in keinem althethitischen Text erwähnt. Erst in den Ortslisten des Königspaares Arnu-

wanda I. und Ašmunikkal (15. Jh.), vor allem in einem großen Gebet, wird die Anwesenheit der Kaškäer in Nordkleinasien bezeugt: «Die Tempel, die ihr in diesen Ländern besaßet, haben die Kaškäer umgestürzt, und euere, der Götter, Statuen haben sie zerschlagen.» Für Arnuwanda ist also der Kaškäereinfall eine vollendete Tatsache. Er muß sich mit elementarer Plötzlichkeit vollzogen haben, gegen die kaum ein anderes Mittel als göttlicher Beistand gebraucht werden konnte. Es ist gewiß nicht zufällig, daß die Kaškäer der einzige äußere Feind sind, dessentwegen man sich mit speziellen Gebeten und Riten an die Götter wandte. Als besonders schmerzlich wurde der Verlust der altehrwürdigen Kultstadt Nerik (in der Gegend von Merzifon; genaue Lage unbekannt) empfunden. Arnuwanda versuchte dann, mit Teilen der Kaškäer durch Verträge zu einem geregelten Verhältnis zu kommen. Aber diese «Verbündeten» blieben stets zu Vertragsbruch und Abfall geneigt und waren in ihrer Unzuverlässigkeit ebenso bedrohlich wie ihre offen feindlichen Vettern mit ihrer Land- und Beutegier. Und diese Situation blieb bis ans Ende des Hethiterreiches im wesentlichen die gleiche. – Unter Tuthalija III. eroberten die Kaškäer sogar die Hauptstadt Hattuša; Šuppiluliuma I. kämpfte oft, aber ohne nachhaltigen Erfolg gegen sie – er errichtete sogar eine Art Limes –, und selbst Muršili II., welcher von allen Hethiterherrschern den Kaškäern am meisten Abbruch getan hat, konnte deren Expansionsgelüste nicht für dauernd unterbinden. Wie weit die von Muwatalli, dem Sieger über Ramses II. in der Schlacht von Qadeš am Orontes, vorgenommene Verlegung der Hauptstadt nach Dattašša (im westlichen Kilikien?) mit einer erneuten Bedrohung Hattušas durch die Kaškäer zusammenhängt, ist nicht ganz klar. Noch während der kurzen Regierung seines Neffen Urhi-Tešub gelang es aber dem späteren Hattušili III., den Kaškäern Nerik wieder abzugewinnen, vermutlich ebensosehr mit diplomatischen wie mit militärischen Mitteln. Tuthalija IV., welcher noch vor seiner Thronbesteigung als Groß-*mešedi* bemerkenswerte Heldentaten gegen die Kaškäer verrichtet hat, berichtet von neuen Kaškaeinfällen während seines Feldzuges gegen Aššuwa. Dann werden die hethitischen Quellen immer dürftiger; aber die Erwähnung eines Völkereinfalls ins nördliche Assyrien zur Zeit Tiglatpilesers I. (1117–1078), wobei auch Kaškäer mitwirkten, läßt den Schluß zu, daß sie nicht nur das Hethiterreich überdauert, sondern an dessen Untergang maßgeblichen Anteil haben.

Aus dem dritten Kapitel «Überreste der kaškäischen Kultur» sei über die politische Organisation festgehalten, daß nach den hethitischen Texten «die Herrschaft eines einzelnen nicht existiert hatte» und dementsprechend auf kaškäischer Seite die Staatsverträge mit dem Hethiterkönig durch eine Vielzahl von Schwurmännern ratifiziert wurden. In diesen Staatsverträgen schwören die Kaškäer natürlich bei ihren Göttern; aber die Aufzählung derselben bewegt sich in hethitischen Bahnen, so daß mit einer Interpretatio Hethitica einheimischer Götter zu rechnen ist. Im vierten Kapitel sammelt von Schuler «Das sprachliche Material», das heißt Perso-

nen- und Ortsnamen, wobei er sich bewußt bleibt, daß diesem Material nicht zuviel Bedeutung beigemessen werden kann. Wichtiger ist wohl die Feststellung, daß bei den Kaškäern eine gewisse Verbreitung der hethitischen Sprache angenommen werden muß. – Das fünfte Kapitel «Texte und Quellen» ist für den Philologen das wichtigste. Die Staatsverträge werden in Übersetzung samt Kommentaren dargeboten, während die historiographischen Texte ja schon andernorts bearbeitet und zugänglich sind. – 9 Seiten Indices helfen, die in der an Bezügen reichen Arbeit von Schulers niedergelegten Erkenntnisse auszuschöpfen; der Berichterstatter gesteht gerne und mit gehöriger Dankbarkeit, daß sie ihm seine Aufgabe wesentlich erleichtert haben.

RUDOLF WERNER

H. G. GÜTERBOCK, *Keilschrifttexte aus Boghazköi*, vierzehntes Heft (Vermischte Texte). X Seiten, 57 Blätter, 2°. (79. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft.) Berlin, Verlag Gebr. Mann, 1963.

Der schon seit langen Jahren am Oriental Institute der University of Chicago tätige Hethitologe H. G. Güterbock nahm in den Jahren 1958, 1959 und 1961 als Keilschriftepigraphiker an den Bogazköy-Expeditionen teil. In KBo XIV legt er nun die bei dieser Gelegenheit hergestellten Tontafelkopien vor, ergänzt um die neuen Fragmente der Textserie «Die Mannestaten des Šuppiluliuma» (s. unten). Es handelt sich um Keilschrifttexte, welche auf dem Burgareal von Büyükkale gefunden wurden, und zwar meistens um kleine Bruchstücke sehr verschiedenen Inhalts. Nur Nr. 21, ein Orakeltext aus dem «Archiv K», und Nr. 142, ein bereits 1957 in der «Unterstadt» gefundener Text über tägliche Brotopfer für den Wettergott Tešub von Halab (Aleppo), sind «große» Tafeln, deren Autographien mehrere Blätter in Anspruch nehmen. Dafür sind in KBo XIV so ziemlich alle Gattungen des hethitischen Schrifttums vertreten, wie die folgende Zusammenstellung zeigen soll.

Unter den *historischen Texten* bietet Güterbock als Nrn. 1–18 noch einmal jene bereits früher gefundenen und von ihm behandelten Texte (JCS X 41–130, 1956), welche zum Bericht des Königs Muršili II. über die Taten seines Vaters Šuppiluliuma gehören. Dazu kommt neu das Fragment Nr. 42. Die Nrn. 19 und 20 sind Bruchstücke von Annalen, worin ein König (Muršili II.?) von Feldzügen gegen die Kaškäer berichtet; neben der Erwähnung der beiden Aufrührer Pendumli und Pizzumuri ist die Ausbeute an geographischen Eigennamen ganz beträchtlich: Athulišša, Hakpišša, Harziuna, Huršamma, Huwalušija, Ištitina, Kaššu, Dahara, Tahmutaru, Tapapanuwa, Taritara, Tehullija, Tipija, Tuhmijara, Durmetta und Wahaja. Sicher zu den Annalen des Muršili gehört Nr. 40; Nr. 41 ist ein Pimpiratext wie KBo III 23 und KUB XXXI 115, und Nr. 45 eine Urkunde des Hattušili III., während die kleinen Fetzen Nrn. 43, 44, 46 und 47 kaum etwas abgeben. – Nrn. 48–50 sind wohl *Briefe*. – Teile des *Gesetzbuches* sind die bereits von Friedrich verarbeiteten

Nrn. 64–67. – *Bibliothekarisches* bringen die Kataloge Nrn. 68–70 und das Etikett Nr. 71. – Die *Pferdetexte* Nrn. 62 und 63 sind bereits bei A. Kammenhuber eingearbeitet (s. As. St. XVI 147–149, 1963). – Zur *Omenliteratur* gehört vor allem die recht vollständig erhaltene Nr. 21, die als Ursache göttlichen Zorns Verfehlungen gegenüber dem Gott Pirwa nennt, so daß Palla, der Mann aus der Stadt Ankušna, zwei bereits gesalbte Schafböcke einfach konfisziert und geschlachtet habe. Astronomische Omina enthalten die Nrn. 61 und 73. – Nrn. 74 und 75 sind Bruchstücke von *Gebeten*. – Die Nr. 72 bietet ein *Inventar* von Tierfiguren aus Stein und Metall.

Zur riesigen Gattung hethitischer *Ritualtexte* (Anweisungen für Opfer und Beschwörungen) gehören die Nrn. 27 und 28 sowie 86–113. Davon sind die Nrn. 87–89 Rituale für die Göttin Huwaššana, deren Kultstadt das alte Hupišna, später Kybistra (heute Eregli ESE Konya) war. Güterbock hat darüber in «Oriens» XV 345–351, 1962 gehandelt. – Nr. 86 ergibt zusammen mit früher publizierten Stücken die «zweite Tafel über das Herbeibitten(?) des Wettergottes von Kuliwišna». – *Ritualtexte mit fremdsprachigen Partien* sind die Nrn. 114–124, wobei die Nrn. 114 und 121 luwische Partien enthalten, die Nrn. 115–118 und 120 Protohattisches bringen und Nr. 119 Churritisches. Ritualtexte mit Beziehungen zum churritischen Kreis sind auch die Nrn. 125–143, wozu der recht vollständig erhaltene Text Nr. 142 gehört mit der Aufzählung der täglichen Brotopfer für Tešub von Halab und seinen Götterkreis sowie mit einem Inventar seiner Feste.

Festbeschreibungen, die oft nicht ganz eindeutig von gewöhnlichen Ritualtexten getrennt werden können, liegen vor in den Nrn. 28–39 und 76–85. Hinweise auf die Zugehörigkeit zu dieser Textgattung gibt meistens die Mitwirkung des Königs, des Königspaares oder eines Angehörigen der königlichen Familie, die Anwesenheit bestimmter Funktionäre oder das speziell festliche Gepräge der Zeremonie mit Gesang und Musik. Nr. 76 ist ein Stück einer Übersichtstafel über das *nuntarrijašha*-Fest; Nr. 77 nennt die Stadt Ampurija, Nr. 78 den Tempel des Gottes Ziparwa, Nr. 81 das *purilija*-Fest.

Sumerische und akkadische Texte liegen schließlich in den Nrn. 51–60 vor, darunter ein akkadischer Brief an «meine Herrin» (Nr. 54). RUDOLF WERNER

HEINRICH OTTEN und VLADIMIR SOUCEK, *Das Gelübde der Königin Puduhepa an die Göttin Lelwani*. X, 55 S. und 10 Tafeln mit Keilschrift-Autographien, 8° (Studien zu den Bogazköy-Texten, Heft 1). Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1965.

Mit großer Genugtuung vermerkt die Keilschriftwissenschaft das Erscheinen einer neuen Reihe «Studien zu den Bogazköy-Texten» (StBoT), deren Betreuung und Herausgabe die Kommission für den Alten Orient der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Mainz in Zusammenarbeit mit der Deutschen Orient-Gesellschaft übernommen hat. Damit erfahren die «Boghazköi-Studien» aus der Anfangszeit der

Hethitologie und die grundlegenden «Hethitischen Texte», welche seinerzeit im Rahmen der «Mitteilungen der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft» erschienen sind, eine sinnvolle Fortsetzung.

Der in StBoT 1 in Umschrift und Übersetzung vorgelegte keilschrift-hethitische Text ist bereits 1949 ein erstes Mal vom führenden französischen Hethitologen E. Laroche bearbeitet worden (RA XLIII 55–78). Neu hinzugekommene Textfunde ließen indessen eine Neubehandlung als wünschbar erscheinen; denn innerhalb der Gelübdeliteratur, in der das Versprechen zur Stiftung bestimmter Weihgaben an die Gottheit schriftlich festgehalten wird, nimmt das Gelübde der Königin Puduhepa an die Unterweltsgöttin Lelwani eine Sonderstellung ein. Zwar geht auch dieser Text von dem Wunsch der Königin aus, die Gottheit möge ihrem Gemahl Hattušili III. (ca. 1280–1250 v. Chr.) Leben und Gesundheit schenken: «Wenn du, o Göttin, meine Herrin, die Majestät für lange Jahre bei Leben und Gesundheit erhältst, so daß er vor dir, Göttin, für lange Jahre wandelt, so werde ich dir, Göttin, jährlich ... die Jahre aus Silber und die Jahre aus Gold, die Monate aus Silber und Gold, die Tage aus Silber und die Tage aus Gold, einen Becher aus Silber und einen Becher aus Gold, einen Kopf (= ein Bild?) der Majestät aus Gold ... und jährlich werde ich dir, seien es hundert, seien es fünfzig Schafe geben; die Zahl ist nicht von Bedeutung.» Das Besondere dieses Textes besteht nun darin, daß er nach diesem Gelübde die Aufzählung der in den folgenden fünf Jahren gestifteten Gegenstände, der Tiere und der im Gelübde gar nicht erwähnten Personen, offensichtlich Dienstpersonal für den Tempel, bringt, wobei nicht nur jeweils die neuen Gaben verzeichnet werden, sondern auch das bisher Gestiftete nochmals inventarisiert wird.

Man sieht: dieser Text gehört verschiedenen Themenbereichen gleichzeitig an. Als Gelübde gehört er zur religiösen Sphäre, mit seinen Inventaren aber zu den administrativen Urkunden, und mit der Nennung der verschiedenen Gegenstände aus Edelmetall interessiert er den Archäologen. Da ist einmal die Frage: Was sind Jahre, Monate und Tage aus Gold? Vermutlich handelt es sich um symbolische Darstellungen, die nach allem, was wir wissen, die Form der entsprechenden hethitischen Hieroglyphenzeichen hatten. Rätselhaft ist auch die Erwähnung eines «Kopfes» der Majestät; denn von einer Herstellung von Porträts bei den Hethitern ist sonst nichts bekannt. Man weiß lediglich, daß die Hethiter für Kultstatuetten die Köpfe unter Umständen aus besonderem Material, das heißt separat herstellten. – Einen Sonderfall innerhalb der sonstigen hethitischen Gelübdetexte stellt auch die regelmäßige Übersendung von Personen an den Tempel dar, wobei die Sorge für dieses Personal und für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dieser Arbeitsgruppen («Häuser») innerhalb der Tempelwirtschaft im Vordergrund steht. Dabei scheint spätestens im vierten Jahr ein Beamter namens Mumulanti die Verwaltung dieser Wirtschaftsgruppen übernommen zu haben; er berichtet unter anderem: «Haus-

(halt) des Śimtili: fünf Männer und drei Frauen; total acht Personen. Dieses Haus ist von einer Seuche heimgesucht worden. Also werde ich die Angelegenheit untersuchen und für Ersatz sorgen. Mit einem Mann werde ich es (vorläufig?) in Gang halten. Für die Dienstleistung steht ihm aber außerdem ein Melker zur Verfügung.»

Die Personen dieser Wirtschaftsgruppen stammen aus dem Kreis der kriegsgefangenen und deportierten Bevölkerung (sog. NAM.RA-Leute); zweimal wird erwähnt «vom Feldzug gegen die Stadt Zikeššara». So erlaubt der Text einen Einblick in die sozialen Verhältnisse Kleinasiens zur Zeit des hethitischen Großreiches, und mit der Nennung einer großen Zahl von Personennamen trägt er zur Kenntnis des altkleinasiatischen Onomastikons bei, dessen Erforschung gerade in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat. (Die Angabe auf S. 51, wonach die Namen Śunaili und Temitti auch im Gerichtsprotokoll KUB XIII 35 genannt seien, scheint auf einer Verlesung zu beruhen.) – Schließlich stellt sich die Frage, wo denn dieser Tempel der Unterweltsgöttin Lelwani mit seiner offenbar großen wirtschaftlichen Bedeutung lag. Die Großkönigin Puduhepa wird in Zeile 1 des Textes «Tochter der Stadt Kummanni» genannt, und fast am Schluß finden wir den Vermerk: «Diese Personen hat Pilanu ... in die Stadt Kummanni hinabgebracht.» Bekannt ist, daß Kummanni Kultstadt der churritischen Göttin Hepat war; stand dort auch das Lelwaniheiligtum unseres Textes? Die Gleichsetzung dieses hethitischen Kummanni mit Komana am Saros (heute Sar zwischen Göksun-Kokussus und Pinarbasi-Ariaratheia) wurde schon oft erwogen und hat einiges für sich; denn nach Strabo befand sich dort ein berühmtes Heiligtum der Göttin Enyō oder Mā, und zur Tempelwirtschaft zählten noch zu seiner Zeit mehr als sechstausend Personen.

RUDOLF WERNER

al-Iṣṭaḫrī und seine Landkarten im Buch «Ṣuwar al-Aḳālīm». Nach der persischen Handschrift Cod. Mixt. 344 der Österreichischen Nationalbibliothek bearbeitet von HANS MZIK. Für die Drucklegung vorbereitet von RUDOLF KINAUER und SMAIL BALIC. 135 S., 21 Karten, 4°. Museion, Veröffentlichungen der Österreichischen Nationalbibliothek. 6. Reihe: Veröffentlichungen der Kartensammlung. 1. Band. Wien, Georg Prachner Verlag, 1965.

Die Österreichische Nationalbibliothek in Wien besitzt eine Handschrift der persischen Übersetzung von al-Iṣṭaḫrīs Buch «Die Straßen und die Länder», eines der klassischen arabischen Werke der islamischen Geographie des 10. Jahrhunderts. M.-J. de Goeje hat diese Handschrift für seine Ausgabe des arabischen Textes im ersten Bande der Bibliotheca geographorum arabicorum (1870) in den Lesarten verwertet. Ihre Karten blieben lange Zeit ein Rätsel. Sie haben kaum mehr als eine flüchtige Ähnlichkeit mit denen der anderen Handschriften; sie sind überhaupt nicht Karten in unserem Sinn. Hans Mzik († 1961), während langer Jahre Vorstand der Karten-

sammlung der Nationalbibliothek und durch Forschungen zur Geschichte des islamischen Geographie verdient, hat schließlich erkannt, wie sich der besondere Charakter dieser «Karten» erklären läßt: Ihr Zeichner hatte eine Vorlage, deren Karten so verblaßt oder beschädigt waren, daß er aus ihnen nicht genügend Namenmaterial entnehmen konnte. Er half sich, indem er aus dem Text die Namen auszog, die ihm am wichtigsten erschienen, und sie dann, zum Teil einfach in einer Art von Tabelle, jedenfalls ohne Rücksicht auf die wirklichen geographischen Verhältnisse, aneinanderreihte. Mzik hat seine Erkenntnisse in einem Aufsatze «Die Wiener Handschrift des persischen Balḫī-Iṣṭahrī» in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft (103, 1953, 315–7) kurz dargestellt und dort auf eine ausführliche ungedruckte Arbeit über das Thema verwiesen. Die Österreichische Nationalbibliothek hat diese nun erfreulicherweise in ihre Reihe «Museion» aufgenommen. Das Buch enthält, außer Wiedergaben aller 21 Karten – 4 davon farbig – eine Einleitung über al-Iṣṭaḫrī und die islamische Kartographie und in 21 Kapiteln sorgfältige Untersuchungen über sämtliche geographischen Namen. Mzik konnte außer der Wiener Handschrift nur diejenige der Bibliothek von Gotha zu Rate ziehen. Er beklagt (S. 9), daß der persische Rext des Iṣṭaḫrī noch keinen Herausgeber gefunden habe. Die in seinem Todesjahr 1961 erschienene Ausgabe dieses Textes durch Irāg Afšār (vgl. Bibliotheca orientalis 22, 1965, 229) ist ihm also leider nicht mehr bekannt geworden. Sie verwertet 17 Handschriften, darunter auch die Wiener – aber nicht diejenige von Gotha – und hätte für die von Mzik zitierten Textstellen einzelne Verbesserungen ergeben. Mziks Ansicht, die persische Übersetzung könne nicht, wie in der Wiener Handschrift angegeben wird, von Nāser od-din Tūsī stammen, ist durch die Untersuchungen von Afšār (S. 13f. seiner Einleitung) bestätigt worden: die Übersetzung stammt, ihrer Sprache nach zu schließen, aus dem 5./6. Jahrhundert der Hedschra (11./12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung). L. FORRER

Doç. Dr. BAHRIYE ÜÇOK, *Islâm Devletlerinde kadln hükümdarlar [Frauen als Herrscherinnen in islamischen Staaten]*. (Türkiye Is Bankası Kültür Yayınları [Kulturelle Veröffentlichungen der T. I. B.]). 208 S., 8°. Ankara, Türk Tarih Kurumu Basımevi, 1965.

Frauen haben in der Welt des Islams selten als Herrscherinnen gewirkt. Nur ein Zweig der Charidschiten (nicht der Schiiten, wie S. 13 dieses Buches steht) wurde einige Zeit von der Mutter und der Gattin eines gefallenen Anführers geleitet; sie sind beide auch im Kampfe gefallen. Im vorliegenden Buche sind, gestützt auf gründliche Quellenstudien, Leben und Taten von sechzehn Frauen ausführlich geschildert, die in verschiedenen islamischen Staaten geherrscht haben, auf deren Namen also das Freitagsgebet verrichtet und Münzen geprägt wurden. Es sind: Sultana Raziyya von Dihli (1236–1240); die Königin Śagar ad-Durr von Ägypten (1250–1257);

Kutluk Türkan Hatun von Kerman (Iran) (1257–1282/83); ihre Tochter Pādešāh Hatun, betitelt Ṣafvat od-Donya va-d-Dīn (1292–1295); Abeš Hatun von Fars (Iran) (1263/64–1286/87); Doulat Hatun von Klein-Lorestan (Iran) (1316/17); Sultan Satī Beg Han aus dem Hause der Ilhane in Iran (1338/39); Döndü Hatun von Śostar (Iran) (1411/12–1419); die Sultaninnen Hadīga, Maryam und Fāṭima Dayi auf den Malediven-Inseln (1347/48–1388); Fāṭma Bike von Kasim (250 km SW Moskau) (Regentin 1627, eigentliche Regierungszeit unbekannt); im Fürstentum Atye auf Sumatra Ṣafiyyat ud-Dīn Tāg ul-ᶜĀlam Sāh, Naḳiyyat ud-Dīn ᶜĀlam Śāh, Zaḳiyyat ud-Dīn ᶜInāyat Śāh und Zaynat ud-Dīn Kamālat Śāh (1641–1699). Nicht erwähnt werden die Fürstinnen Kudsiyya Begam, Sikandar Begam, Śāh Gahān und Sultan Gahān Begam, die mit Auszeichnung 1820–1926, also mehr als ein Jahrhundert lang die Geschicke des indischen Staates Bhopal gelenkt haben. Das Buch enthält mehrere zum Teil farbige Wiedergaben von Miniaturen, ferner Bilder von Bauten und Münzen sowie Karten. In der ausführlichen Bibliographie am Schlusse muß (wie schon S. 11, Anm. 5) unter «Kremer, Alfred von» der Titel «Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen», 1889/90 (nicht «Studien zur vergleichenden Culturgeschichte, 1875–1877») lauten. Quatremère hat seine «Notice sur l'ouvrage qui a pour titre Matla – assadein» in den «Notices et extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi» 14/1, 1843, 1–514 erscheinen lassen.

Die Türkiye Is Bankasi hat sich durch die Veröffentlichung dieses wertvollen Buches ein Verdienst erworben. L. FORRER

SHEIKH MUSLIHUDDIN SAADI SHIRAZI, *Le Jardin de Roses (Gulistan)*. Traduction et préface de Omar Ali Shah. Spiritualités vivantes, collections publiées sous la direction de Jean Herbert. 248 S. 8°. Paris, Editions Albin Michel, 1966.

Saᶜdī's Golestān war das erste und lange Zeit das einzige Werk der persischen Literatur, das den Europäern zugänglich wurde. 1624 erschien in Paris die erste (auszugsweise) Übersetzung von André Du Ryer, 1651 gab Georg Gentius in Amsterdam den vollständigen Text mit einer lateinischen Übersetzung heraus. Die vorliegende Übersetzung beruht auf einer Handschrift, die 1380 in Tabriz von Mirzā Moḥammad Kāsem Sarmūnī geschrieben wurde, ist also nicht nachzuprüfen, dürfte aber dem Leser französischer Sprache ein Bild des Originals geben. An Einzelheiten seien vermerkt: S. 37 «Le Fort de Folan»: In den gedruckten Ausgaben heißt es folān ḳal'erā «Das bewußte Schloß»; folān wird hier sonst mit «un tel» wiedergegeben. – S. 54 «un groupe de médecins de l'école Unani»; gedruckter Text ṭā'efe az ḥokamā'-e Yūnān «eine Anzahl griechischer Ärzte». – Auf der Tafel nach S. 80 muß der Name des Dichters Jami (oder, in der Schreibweise des Übersetzers, Djami) lauten. – S. 147 Yahūdī wird in den Wörterbüchern und anderen Übersetzungen stets mit «Jude» wiedergegeben. Der Übersetzer sagt, bei den Der-

wischen bedeute es «quelqu'un qui appartient à une communauté liée par un lien sacré (YHD) et qui a violé ou mal appliqué ses principes». – S. 151 «Comment se fait-il que le Sultan Mahmoud qui possède tellement d'esclaves, plus belles les unes que les autres, préfère ... Ayaz qui est loin d'être la plus jolie.» Ayaz war ein Mann.

L. FORRER

NUR ALĪ SHĀH ELAHĪ, *L'ésotérisme kurde. Aperçus sur le secret gnostique des Fidèles de Vérité.* Traduction, introduction, commentaires et notes par le Dr MOHAMMAD MOKRI. Spiritualités vivantes; collections publiées sous la direction de Jean Herbert, 242 S., 8°. Paris, Editions Albin Michel, 1966.

Dr. Mohammad Mokri entstammt dem schiitischen Zweige einer Familie, die seit dem 15. Jahrhundert im persischen Kurdistan eine Rolle gespielt hat. Durch seine Herkunft befähigt, mit den Bekennern einer sonst möglichst geheim gehaltenen Religion, den Ahl-e haḳḳ (hier mit «Fidèles de Vérité», früher meist mit «Leute der Wahrheit» übersetzt), in vertrauensvolle persönliche Beziehungen zu treten und ihre religiösen Bücher zu studieren, hat er nach einer Reihe von Arbeiten, von denen mehrere im «Journal asiatique» erschienen sind, im vorliegenden Buche das Werk eines modernen Vertreters der Ahl-e haḳḳ, des Nūr Alī Elāhī Mokrī, übersetzt. Der Verfasser ist 1313 = 1895 in Gaihūnabād (Provinz Kermānšāh) geboren und Leiter des Zweiges der Sāh Hayāšī der Ahl-e haḳḳ. Im bürgerlichen Leben war er als Richter tätig. Der Übersetzer kannte ihn persönlich; er hat ihn 1953 zum letzten Male gesehen. Ein Bild von ihm aus dem Jahre 1920 findet sich vorn im Buche. Der reiche Inhalt des Werkes, den eine Anzeige leider nicht zusammenfassen kann, wird durch eine Einleitung, Anmerkungen und einen Index erschlossen. Nur ein kleines Versehen ist anzumerken: das moḥīṭ, das Gabriel erreicht, ist nicht, wie S. 23, Anm. 1, und S. 171 (hier mit einem Fragezeichen) erklärt wird, das Mittelmeer, sondern der Ozean.

L. FORRER

GASTON WIET, *Introduction à la littérature arabe.* 337 S., 8°. Paris, Edition G.-P. Maisonneuve et Larose, 1966.

Neben C. Brockelmann, G. A. L., einem unerläßlichen Nachschlagewerk zum arabischen Schrifttum, das aber keine Literaturgeschichte im neuzeitlichen Sinne ist, sind während der letzten Jahrzehnte mehrere Literaturgeschichten in westlichen Sprachen erschienen. Der Autor des vorliegenden, von der Unesco patrozinierten Werkes will daher keinen Anspruch auf eigentliche Originalität erheben. Sein Buch stellt jedoch eine sehr beachtliche Leistung dar, denn er entfernt sich darin von der herkömmlichen Zusammenstellung von Daten und vorgefaßten Meinungen, um einer neuartigen Schau der arabischen Sprachgestaltung zuzustreben. – Die vorislamische Poesie (S. 20–35) erfährt eine sachliche Darstellung und wird ästhetisch

gewertet mit Einbezug der Beurteilung durch arabische Autoren. Aber auch gelehrte Probleme, wie die Frage nach der altarabischen Prosa um *Luqmân* (S. 36), dessen Namen auch im Koran erwähnt ist, treten hervor. Die Bedeutung der Papierherstellung unter den Muslimen (S. 76) als maßgebendem Faktor für die Ausbreitung des arabischen Schrifttums wird ins richtige Licht gerückt. Hier erschiene es gerechtfertigt, R. Paret, *Der Islam und das griechische Bildungserbe* (Tübingen, 1950) zu zitieren. Die Einführung der Druckerei in den Nahen Osten (S. 272) als Verbreitungsmittel der arabischen *Nahḍa* = Risorgimento im 19. Jahrhundert, wird gebührend gewertet. Auf meisterliche Art wird die innige Verflechtung von Ideen- und Geistesgeschichte mit der Literatur S. 186 deutlich gemacht durch den Hinweis, daß das Aufkommen der Faṭimiden durch die Qarmaten vorbereitet wurde, deren Beziehungen zur bedeutsamen Enzyklopädie der *Ikhwân al-Ṣafâ* offenbar ist. G. Wiet bietet überdies gut gezeichnete Einzelbilder (z. B. S. 106–110 das des 869 gestorbenen Ǧāḥẓi) und stellt die betreffenden Persönlichkeiten in eine epochale Gesamtschau. Dabei wird immer wieder das Urteil arabischer Autoren zitiert, insbesondere die stets gewichtigen Worte des nie genug gerühmten Ibn Khaldûn, so zum Beispiel S. 151 seine Meinung über Abû'l-Faraǧ al-Isfahânî, den Kompilator des *Kitāb al-Aġānī*. – Ein nicht geringes Verdienst des vorliegenden Werkes ist es, «les tendances actuelles» der arabischen Literatur (S. 293–306) kurz skizziert zu haben. Hingegen scheint mir das letzte Kapitel (S. 307–310), über die gegenwärtige und künftige Stellung des klassischen Arabisch und der Mundarten, besonders in Kino, Fernsehen, usw., zu fragmentarisch. Wollte man das Problem hier behandeln, so müßte es etwas ausführlicher erfolgen. In der vorliegenden Form wäre dieser letzte Abschnitt, meiner Meinung nach, besser weggeblieben. – In der «Bibliographie sommaire» (S. 15 bis 19) vermisse ich vor allem F. Gabrielis *Storia della letteratura araba* (Milano 1951), der bereits vor 15 Jahren die hier durchgeführte ästhetisch-persönliche Beurteilung des arabischen Schrifttums unternommen hatte. – Abgesehen von geringfügigen Mängeln, die bei einer Neuauflage leicht zu beseitigen wären, vermittelt das Buch von Gaston Wiet dem französischen Leserkreis ein originelles, gutes und eindringliches Bild der arabischen Literatur.

CÉSAR E. DUBLER

RICHARD GRAMLICH: *Die schiitischen Derwischorden Persiens. Erster Teil: Die Affiliationen.* Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, im Auftrage der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft herausgegeben von HERBERT FRANKE, XXXVI, 1. IX, 109 S., 8°. Wiesbaden, Kommissionsverlag Franz Steiner, 1965.

Während das Sufitum der klassischen Zeit in einer Reihe grundlegender Arbeiten hinsichtlich Entstehung, Gliederung und Zielsetzung schon des öfteren behandelt worden ist, fehlen solche Arbeiten für das persische Derwischtum, vor allem der neueren und neuesten Zeit, fast ganz. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß ein junger

Islamkundler sich ans Werk gemacht hat, diese schon längst fällige Arbeit in Angriff zu nehmen. Der vorliegende kleine, aber inhaltsreiche Band soll den ersten einer auf drei Teile geplanten Veröffentlichung bilden. Es werden zwei weitere Bände in Aussicht gestellt, die sich mit der «Weltanschauung» und dem Brauchtum sowie dem Ritual der Derwischorden beschäftigen werden.

In dem hier vorliegenden ersten Teil werden die Affiliationen behandelt. Dementsprechend liegt der Schwerpunkt auf der Biographie der Kette von «Polen», der jeweiligen Ordensleiter, und der bibliographischen Erfassung der literarischen Werke dieses Personenkreises. Dem Verfasser ist es damit gelungen, um dies gleich vorwegzunehmen, eine empfindliche Lücke auch auf diesem Gebiet des persischen religiösen Schrifttums zu schließen. Im wesentlichen läßt sich das persische Derwischtum in drei Gruppen einteilen: Die Ḏahabī-, Niᶜmatullāhī- und Ḫāksār-Derwische. Die beiden ersteren zerfallen in zahlreiche Untergruppen, während die dritte Gruppe einen homogeneren Charakter hat.

Der Verfasser beabsichtigt nicht, wie er gleich am Anfang bemerkt, eine Geschichte des Derwischtums zu schreiben. In erster Linie geht es ihm um das moderne Derwischtum, das freilich nicht geschichtslos dasteht und durchaus Vorstellungen von seiner Geschichte hat. Diese Vorstellungen werden vom Verfasser herangezogen, soweit sie für das Verständnis der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart von Belang sind. Dieser Arbeitsmethode kann man bedenkenlos zustimmen, zumal für die noch zu schreibende Geschichte des Derwischtums auch die eigenen Vorstellungen unbedingt berücksichtigt werden müssen. Hier soll nur auf einige Probleme hingewiesen werden, die sich aus der Lektüre dieses höchst anregenden Buches ergeben, das besonders dem Religionshistoriker reiches Material liefert. Über die Religionspolitik der Safawiden, die nach ihrem Regierungsantritt am Beginn des 16. Jahrhunderts anscheinend schlagartig ganz Persien zur Schia bekehrten, liegen noch kaum Untersuchungen vor. M. Molé hat in einer tiefgehenden Studie («Les Kubrawiya entre Sunnisme et Chiisme aux huitième et neuvième siècles de l'Hegire», in: «Révue des Etudes islamiques» 1961, S. 61–142) auf die Bedeutung der Sufiorden als Wegbereiter der Schia hingewiesen. Schia und Sufitum treffen sich in einem wichtigen Punkt: was dem Schiiten der Imam ist, ist dem Sufi der «Pol». Wie der Imam den rechten Glauben, das rechte Handeln und damit das Heil garantiert, so der «Pol» dem Sufi das rechte Sufitum. Schia und Sufitum können sich ausschließen insofern, als dem Schiiten der Imam genug sein muß, sie können sich aber auch ergänzen, zumal die Reihe der Imame abbricht und der gläubige Schiit auf das Walten des unsichtbaren Imams angewiesen ist. Für den schiitischen Sufi übernimmt der Pol, man möchte sagen stellvertretend, die Leitung. So führen dann die Ḏahabī- und Niᶜmatullāhī-Derwische die Legitimierung ihrer Pole auf den «Ahnpol» zurück, der seinerseits von einem Imam legitimiert worden ist. Für beide Richtungen ist es der Imam ᶜAlī b. Mūsā ar-Riḍā (gest. 203/818). In einer Übersichtstabelle macht Gramlich

klar, daß beide Richtungen in al-Ǧunaid einen Ahnherren haben, den auch sunnitische Orden für sich beanspruchen, wie die Naqšbandī, die Bektašī und andere Richtungen. Die Frage, wann die Ḏahabī und die Niᶜmatullāhī die Imame ihrer Affiliation aufpfropfen, wird vom Verfasser, der ja nicht historisch arbeiten will, nicht gestellt. Ohne diese sehr wichtige Frage lösen zu wollen, seien hier zwei Möglichkeiten ins Auge gefaßt. Daß gerade der achte und nicht der zwölfte Imam einem Pol Autorität überträgt, könnte auf eine sehr frühe Entstehung dieser Lehre hinweisen, in einer Zeit, da die Zwölferschia noch nicht fest etabliert war. Dies ist aber schon im 10./11. Jahrhundert geschehen und dürfte als Entstehungstermin kaum in Frage kommen. Molé hat in der eben angeführten Arbeit gezeigt, daß die Kubrawīya, an die nach ihrer eigenen Auffassung auch die Ḏahabīya anschließt, noch im 15. Jahrhundert zwischen Sunna und Schia schwankte. Der Antritt der Safawiden in Persien dürfte für alle Sufiorden eine schwere Zeit gewesen sein, mit Ausnahme natürlich der Ṣafawīya, auf die die Safawiden sich ja stützten. Bezeichnenderweise setzt der Niedergang der Ḏahabī und der Niᶜmatullāhī in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein, meßbar an der Tatsache, daß die Ordensüberlieferung von dieser Zeit an nur noch die bloßen Namen der Pole überliefert. Man hat den Eindruck, daß die Safawiden an dem Niedergang nicht ganz unschuldig waren. Offenbar wurden beide Orden so weit zurückgedrängt, daß die Überlieferung abriß und später nur notdürftig wiederhergestellt werden konnte. Im 17. Jahrhundert scheinen die Ḏahabī wieder an Boden gewonnen zu haben: ein Pol konnte 1666 ein Werk mit dem Titel *Tuḥfat al-ᶜAbbāsīya* schreiben (S. 17), das offenbar Schah ᶜAbbās II. (1642–1666) gewidmet war. Von nun an sind die Pole auch wieder literarisch aktiv. Der Gedanke liegt nahe, daß die Hinwendung zu dem Imam ᶜAlī ar-Riḍā in dieser Zeit stattgefunden hat. Die Niᶜmatullāhī waren aus Persien überhaupt verdrängt und konnten erst im 18. Jahrhundert von Indien her wieder nach dem iranischen Hochland übergreifen.

Nach den Safawiden schwankt die Religionspolitik gegenüber den Sufis. Mehrere Pole starben eines gewaltsamen Todes (S. 32, 37, 66, 68), andere mußten Verfolgungen erleiden (S. 34, unter den Zand), ihre Häuser wurden auf Anstiften der offiziellen religiösen Autoritäten geplündert (S. 44), und Fetwas ergingen wegen Unglauben und Ketzerei (S. 42). Die Pole waren gezwungen, ihre Tätigkeit in benachbarte Länder zu verlegen. Möglichkeiten boten sich in Kerbelā' im Iraq, der unter osmanischer Herrschaft stand (S. 40, 48), oder in Afghanistan (S. 33). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besserte sich die Lage unter den Qāǧāren wieder (S. 52), das Sufitum nahm einen neuen, ungeahnten Aufschwung, der bis in die neueste Zeit andauert. In steigendem Maße nehmen gehobene Kreise, auch mit europäischer Ausbildung, am Derwischleben teil, das sich jedoch ausschließlich in den Städten entfaltet. Dem religiösen Leben in Persien bieten sich somit neue Perspektiven, ganz anders als etwa in Ägypten, wo das Sufitum nie großen Anhang gehabt hat. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß ein Zweig der Niᶜmatullāhī seit 1924 die Leitung durch einen

«Pol» abgeschafft hat und sich von einem zehnköpfigen Gremium leiten läßt (S. 63). Damit hat das Sufitum einen Weg eingeschlagen, der neuerdings auch von der offiziellen Schia beschritten wird, die sich seit einigen Jahren nicht mehr entschließen kann, der Autorität eines *einzigen* Theologen zu folgen und nun offenbar auch der kollegialen Leitung den Vorzug gibt (vgl. dazu jetzt Ann K. S. Lambton: A reconsideration of the position of the marja' al-taqlīd and the religious institution, in: Studia Islamica XX [1964], S. 115–135).

Wir dürfen von den weiteren Arbeiten Gramlichs, der seine Ergebnisse in engem persönlichen Kontakt mit maßgeblichen Sufis gewonnen hat, noch wertvolle Materialien zur neueren Religionsgeschichte Persiens erwarten. Dem Erscheinen der beiden nächsten, in Aussicht gestellten Teile seiner Arbeit sehen wir mit Spannung entgegen.

HERIBERT BUSSE

MANFRED MAYRHOFER, *Die Indo-Arier im Alten Vorderasien*. Mit einer analytischen Bibliographie. 160 S., 3 Tafeln, 1 Kartenskizze, 8°. Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1966.

Statt einer kritischen Rezension empfiehlt sich eine Darlegung der von neueren Materialien gestellten Aufgabe. In die Randbereiche der alten mesopotamischen Kultur eindringende indogermanische (indoeuropäische) Stämme sind im ersten Jahrtausend v. Chr. die Vorboten einer Verwandlung der alten Welt; im Osten waren es die Meder und Perser iranischen Stammes, im Westen in Kleinasien an allen Küsten die Griechen, mehr im Innern die Phryger und die Armenier, schließlich die keltischen Galater. Aber schon im zweiten Jahrtausend waren in diesen Gebieten indogermanische Einwanderer zu politischer Bedeutung gelangt; das haben die Auswertungen von Ausgrabungen unseres 20. Jahrhunderts gelehrt, darunter die schwierigen Entzifferungen von Keilschrifturkunden in vorher unbekannten Sprachen. Seither spricht man von einer «anatolischen» Gruppe von indogermanischen Sprachen, mit dem Hethitischen als Hauptvertreter; die Blüte des hethitischen Großreiches fällt ins 15. bis 13. Jahrhundert.

Überraschenderweise fanden sich aber darin auch Hinweise auf frühe Anwesenheit von Indo-Iraniern im nördlichen Mesopotamien, speziell im Reich der Churriter von Mitanni, das ungefähr gleichzeitig mit dem der Hethiter in Blüte stand. Es handelt sich nicht eigentlich um historische Dokumente dieser Stämme selber; solche darf man vielleicht noch aus dem Mitannigebiet erwarten. Es geht um das Auftreten von Götternamen, Fürstennamen und Fachtermini, die offensichtlich als indo-iranisch anzuerkennen sind.

Es lohnt sich, die drei Gruppen kurz zu verdeutlichen. In einem hethitischen Staatsvertrag in akkadischer Sprache (um 1350 v. Chr.) sind unter den zahlreichen Schwurgöttern des Königs Mattivaza von Mitanni auch Mitra, Uruvana, Indara und

(plur.) Nasatianna aufgeführt, evidente Entsprechungen zu den rigvedischen, mit Ausnahme des zweiten auch bei den Iraniern nachweisbaren Göttern Mitra, Varuṇa, Indra und den (dual.) Nāsatyas. Andernorts tauchen die rigvedischen Namen des Sonnengottes Sūryas und des Feuergottes Agni auf: In einem Glossar wird kassit. *Surias* durch babylon. *Samas* «Sonne(ngott)» interpretiert; die Kassiten oder Kossäer waren ein Volk unbekannter Herkunft im persischen Gebirge, die ihre Herrschaft zeitweise bis in die Tigrisebene ausdehnten und um 1400 sogar Assur eroberten. Agni scheint als *Akni* zu den Hethitern gelangt zu sein.

Von den Fürstennamen der Mitanni kennt man die älteren aus den Archiven des ägyptischen Ketzerkönigs Echnaton (um 1350), die jüngeren aus dem der Hethiter; sie sind offenkundig zweigliedrig nach indogermanischer Sitte, zu Artatama etwa vergleiche man pers. Artaxerxes. Bei den meisten besteht kein Zweifel am arischen Charakter, unbeschadet gewisser keilschriftbedingter etymologischer Unklarheiten. Gleichartige Namen erscheinen aber auch mehr im Süden von Mitanni im östlich gelegenen Nuzi und im westlichen Alalah, ja sogar als Dynastennamen in Syrien und selbst in Palästina, etwa Artamania. Der Ritteradel von Mitanni führt die Bezeichnung (plur.) *marianna*, das deckt sich mit ved. *marya* «Jüngling».

Endlich Appellativa aus der Pferdezucht: ein hethitischer Traktat aus dem 14. Jahrhundert, verfaßt von einem Kikkuli «aus dem Lande Mitanni», enthält als Angabe der Rennstrecke beim Training mit dem zweirädrigen Streitwagen die Angaben für 1, 3, 5, 7, 9 Runden (*vartanna*, vgl. altind. *vartani*), und zwar mit den ausgeschriebenen Zahlwörtern *aika-*, *tera-*, *panza-*, *satta-* und *na(va)-vartanna;* mit Ausnahme von 3 sind das die genauen Entsprechungen zu altind. *eka*, *tri-*, *pañca*, *sapta* und *nava*. Einige weitere Termini liefert neben der Pferdezucht auch der Körperschmuck.

Soweit das Material. Stärker umstritten bleibt allein die spezielle Zuweisung zum Altindischen oder zum Altiranischen. Die nach meiner Meinung richtige Entscheidung von Mayrhofer zeigt sich schon im Terminus «Indo-Arier» des Buchtitels, übrigens auch in der bequemen, freilich der Mißdeutung ausgesetzten Bezeichnung «Mitanni-Inder». Für diese Zuweisung zum Altindischen sind die entscheidenden Argumente die Götternamen Mitra und Varuṇa (als Paar), die Nasatianna (als Mehrzahl), Sūrya, sowie das Zahlwort *aika* «eins».

Wie sind nun aber historisch diese «Mitanni-Inder» in Mesopotamien mit den Ariern in Indien verbunden? Die noch vereinten Indo-Iranier (Arier) siedelten vor 2000 v. Chr. in Südrußland nördlich des Schwarzen Meeres. Und seit 1500 v. Chr. dringt die eine Gruppe, die späteren Indo-Arier, von Afghanistan hinunter ins Pendschab. Ihr Wanderweg in der Zwischenzeit ist nicht faßbar, er mag westlich oder auch östlich um das Kaspische Meer herumgeführt haben. Sollten die Arierherrschaften im nördlichen Mesopotamien eine Zwischenstation auf diesem Weg gewesen sein? Diese Annahme war sehr verlockend, läßt sich aber nicht aufrechterhalten: wie der Verfasser nach manchen Vorgängern überzeugend ausführt, sind

die «Mitanni-Inder» nur als eine kleine abgesplitterte Gruppe zu betrachten, die landhungrig nach Südwesten zog und dort kurzlebige Herrschaften über andere Völker errichtete.

All diese Probleme sind klar ausgebreitet in dem als Essay konzipierten Textteil (bis S. 40), der den im Laufe fast eines Jahrhunderts zu immer größerer Sicherheit sich durchringenden Forschungsablauf spannend schildert. Den Hauptteil bildet die zugehörige «analytische Bibliographie», die durch drei Register (S. 129–160) noch weiter erschlossen wird. Sie zitiert in rein chronologischer Ordnung die einschlägigen Äußerungen, also Bücher, Aufsätze und Rezensionen, die sich seit 1897 immer lebhafter folgten, im ganzen über 650 Nummern, gelegentlich mit kritischen Wertungen oder Problemhinweisen. Eine Kartenskizze des Vorderen Orients erleichtert die geographische Einsicht.

In erster Linie interessiert diese Bibliographie natürlich die Fachleute: die Lösung einer klar begrenzten Forschungsaufgabe wird geschichtlich nachgezeichnet. Und der Zeitpunkt dafür war gegeben: auf diesem Gebiet ist gegenwärtig offenbar ein gewisser Abschluß erreicht. M. LEUMANN

RĀMACANDRA KAULĀCĀRA, *Śilpa Prakāśa. Medieval Orissan Sanskrit Text on Temple Architecture.* Translated and annotated by ALICE BONER and SADĀŚIVA RATH ŚARMĀ. Illustrations of the Original Palmleaf Manuscript. Text-Drawings by SADĀŚIVA RATH ŚARMĀ. LVII, 166 S., 102 S. Text, 72 Tafeln, 4°. Leiden, E. J. Brill, 1966.

Der zwei Bücher umfassende Śilpaprakāśa des Tantrikers *(kaulācāra)* Udgātā Rāmacandra Bhaṭṭāraka (etwa 13. Jh.) aus Orissa ist ein Lehrbuch der Tempelbaukunst *(vāstuvidyā, prāsādamaṇḍana)* und rechnet sich selbst zum Saudhikāgama, von dem andere Texte aufgefunden, aber noch nicht veröffentlicht worden sind; cf. S. xix vorliegenden Werks: Kaulacūḍāmaṇitantra, S. xx: Saudhikāgama, S. 135: Śilpasāriṇī. – Bisher kennen wir diesen Leitfaden von 1379 *anuṣṭubh*-Strophen in Sanskrit aus vier im Oriyā-Alphabet geschriebenen Palmblatt-MSS folgender Herkunft:

1. Raghunandan Bibliothek des Emer Math, Puri; datiert 1731.
2. Young Men's Library in Mañjuṣā, Andhra; datiert 1793, illustriert.
3. Ungenannter Besitzer aus Cikakole, Andhra; datiert 1791.
4. Eigentum des Śrī Goswāmī, Arisandha Math, Nimapaḍa, Puri District, Datierung unbekannt.

Die Herausgeber konnten MSS 1, 2 und 3 benutzen, ließen sie in Devanāgarī umschreiben und legten MS 2 ihrer Ausgabe zugrunde. Wo der Wortlaut dieser Handschrift zweifelhaft oder verdorben ist, werden die MSS 1 und 3 herangezogen, das zweite stärker als das erste, weil MS 1 mit MS 2 nahe verwandt zu sein scheint. Leider erweist sich die Sprache des Werks sehr rasch als schlecht überliefertes, mit Oriyā-Brocken vermischtes Küchensanskrit: Verstöße gegen die Grammatik finden

sich passim. Damit sind die Herausgeber, denen die Kunstwissenschaft offensichtlich näher liegt als die Philologie, nicht ganz fertig geworden. Stellenweise bleibt der Text, den sie abdrucken, unverständlich. Neben allerlei Versehen und Druckfehlern habe ich mir knapp hundert Fälle angemerkt, wo das Metrum nicht stimmt, schenke jedoch dem Leser und mir die Aufzählung dieser wie jener. Sollten sie dereinst eine zweite Auflage vorbereiten, steht meine Liste den Herausgebern zur Verfügung. Bedenkt man also den Zustand des Textes und sieht man weiter, daß er überdies von zunächst unbekannten Termini technici wimmelt, so muß man über die gewandte Glätte der Übersetzung staunen: sie läßt die Schwierigkeiten des Originals kaum erahnen. Wer sie am Texte nachzuprüfen sich die Mühe macht, wird sie reichlich frei, manchmal auch irrig finden. Mit einem Satze: Edition wie Übersetzung können noch nicht als abschließend bezeichnet werden. Es wird weiterer Bemühungen bedürfen, ehe der Text voll nutzbar genannt werden darf. Trotz dieser Einschränkungen verdient das Buch als Pionierleistung allen Dank. Das Glossar der Kunstausdrücke (S. 140–162) wird samt den ihm beigegebenen Skizzen allen willkommen sein, die sich über indische Tempelarchitektur unterrichten möchten. Die Tafeln sind großartig. Wenngleich die technischen Zeichnungen, wie wir sie im MS 2 sehen, nur aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammen, rechnen sie doch zu den Rarissima indischer Handschriftenillustrationen. Endlich ist es den Herausgebern gelungen, in Gestalt des Tīrtheśvara-Tempels zu Bhuvaneśvar und des Vārāhī-Tempels zu Caurasī (Sūrya-Maṇḍala, Orissa) zwei Bauwerke zu entdecken, welche den Angaben des Śilpaprakāśa ziemlich genau entsprechen und somit wesentlich zu seiner Interpretation beitragen. Das diese Tempel betreffende vorzügliche Bildmaterial macht mit Recht den Löwenanteil des Tafelabschnittes aus. W. Rau

M. Athar Ali, *The Mughal Nobility under Aurangzeb*. x, 294 S., 8°. London, Asia Publishing House, 1966.

Den Kern dieser Dissertation (Aligarh Muslim University, 1961) bildet eine Personalstatistik der 575 obersten Staatsdiener des Kaisers Aurangzeb (reg. 1658–1707). Hierzu dienliche Listen nehmen etwa die eine Hälfte des Textteils ein, in der anderen werden die einschlägigen Nachrichten über Zusammensetzung und Herkunft, Vermögensverhältnisse, Obliegenheiten, wirtschaftliche Bedeutung und Lebenshaltung dieser Oberschicht gesammelt und kritisch dargestellt. Dabei erweist sich der Verfasser als ein sorgfältiger Gelehrter, der die Tatsachen so schonungslos zeigt, wie man es von einem Manne, dem die Geschichte seines Landes nicht gleichgültig ist, nur erwarten kann. W. R.

MICHAEL BRECHER, *Succession in India. A Study in Decision-Making*. XII, 269 S., 8°. London / Toronto / Bombay, Oxford University Press, 1966.

Ein Professor für Politische Wissenschaft an der McGill Universität beschreibt hier auf anschauliche Weise das Zusammenspiel von Personen und Kräften, welches 1964 Lal Bahadur Shastri und 1966 Frau Indira Gandhi zum Premierminister Indiens machte. Wie sich herausstellt, war die Schlüsselfigur in beiden Fällen trotz stark verschiedener Gesamtlage K. Kamaraj Nadar, ein Mann, dessen ungewöhnliches politisches Geschick Bewunderung abnötigt. Wer das Geschehen von höherer Warte aus zu beurteilen versucht, dürfte zu dem Ergebnis gelangen, daß in Partei-Oligarchien wie der indischen die farblosesten Kandidaten am ehesten an die Macht kommen, weil sie die wenigsten Feinde haben: der Consensus der Wählenden ist nur um die (scheinbare oder wirkliche) Schwäche des (oder der) Gewählten zu erhandeln. Entschiedenheit schadet. Zwischen die beiden Hauptkapitel (S. 1–69; 190–225) schiebt sich ein Abschnitt über L. B. Shastris Regierungstechnik. Den Schluß bildet ein Vergleich zwischen den Vorgängen vom 26. Mai bis 2. Juni 1964 und denen vom 11. bis 19. Januar 1966.

Anmerkungen (meist Quellennachweise) und ein Index vervollständigen das schöne, auch für den Laien leicht zu lesende Buch. W. R.

DIETER SCHLINGLOFF, *Ein buddhistisches Yogalehrbuch*. Textband. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für Orientforschung, Veröffentlichung Nr. 59. Sanskrittexte aus den Turfanfunden, hrsg. im Auftrage der Akademie von ERNST WALDSCHMIDT. VII, 259 S., 4°. Berlin, Akademie-Verlag, 1964.

Auf der dritten Deutschen Turfan-Expedition (1905–1907) wurde das dieser Edition zugrunde liegende Birkenrinden-Manuskript in der alten Mönchssiedlung bei Kyzil, 36 km nordwestlich von Kutscha, entdeckt. Dort blühte die Hīnayāna-Schule der Sarvāstivādins, den Urhebern unseres Textes, der bloß in ethischer Hinsicht den Einfluß des mahāyānistischen Bodhisattva-Ideals verrät.

Die Einleitung befaßt sich erst mit der Textgeschichte, worauf eine treffende Charakterisierung des Inhalts folgt (S. 26–56). Den Hauptteil (S. 58–189) nehmen Text und Übersetzung ein. Das ausführliche Wörterverzeichnis (S. 190–255) legt erneut Zeugnis von der Akribie und dem ungeheuren Fleiß des Autors ab. Umfassend ist ebenfalls die Bibliographie.

Verbürgt schon der Name des Verfassers meisterhafte philologische Bearbeitung der fast hoffnungslos zerstückelten Handschrift, so erhält dieser Text noch eine besondere Bedeutung durch den Inhalt, befaßt er sich doch mit den zentralsten Aspekten der buddhistischen Yogatechnik. Im Mittelpunkt steht die Satipaṭṭhāna-Meditation, die «Vergegenwärtigung der Achtsamkeit» (vgl. Nyanaponika, *Satipaṭṭhāna*.

Der Heilsweg buddhistischer Geistesschulung. Konstanz, Verlag Christiani, 1950. Nach Pāli Quellen). Bei der Zusammenstellung altüberlieferter Kategorien handelt es sich, wie Schlingloff hervorhebt, um eine wohldurchdachte Meditationsreihe: «Die schockierende Betrachtung der Häßlichkeiten *(aśubhā)*, – Leichen in den verschiedenen Zerfallszuständen –, nimmt die sinnliche Leidenschaft und weckt das Verlangen nach religiöser Läuterung; die beruhigenden Atemübungen *(ānāpānasmṛti)* führen dann zu der Durchdringung und Beherrschung von Körper und Geist, die die Voraussetzung für das Erfassen des Weltzusammenhanges ist. Um das Wesen des Daseins zu erkennen, schreitet dann die Meditation von der Betrachtung der Elemente *(dhātu)* als den Seinsgrundlagen über die Gruppen *(skandha)* als den Seinsinhalten und die Bereiche *(āyatana)* als den Seinbezügen zu der Erklärung der Herkunft des Seins in der Lehre vom Entstehen in Abhängigkeit *(pratītyasamutpāda)*. Ist dieses Wissen erreicht, kann die ethische Haltung gegenüber den Lebewesen begründet werden, die ihren Ausdruck in unermeßlichen *(apramāṇa)* Gefühlen der Güte *(maitrī)*, des Mitleidens *(karuṇā)*, der Freudigkeit *(muditā)* und des Gleichmutes *(upekṣā)* findet. Als letztes werden dann in der Meditation über den Buddha *(buddhānusmṛti)*, seine Lehre *(dharmānusmṛti)* seine Gemeinde *(saṃghānusmṛti)*, die Tugend *(śīlānusmṛti)* und die Gottheiten *(devatānusmṛti)* die erhabenen religiösen Wahrheiten erfaßt» (S. 27).

Im Unterschied zu ältern Meditationsbüchern erhält unser Text ein spezielles Interesse durch die Methode, visionäre Bilder hervorzurufen. So heißt es zum Beispiel vom Yogin: «Dann durchdringt (ein Baum aus) Edelsteinen von (seinem) Haupte aus unendliche Weltregionen. Auf diesem Baum erscheinen in den dichtblättrigen Zweigen Buddhas, die die Lehre verkünden. Von den Edelstein-, Blumen- und Lotosregen, die in verschiedenen Farben aus ihrem Munde hervorkommen, wird die Welt überschüttet» (S. 40). Licht- und Farbenerlebnisse besitzen wie allgemein in der Mystik einen besonderen Symbolgehalt, so zum Beispiel das strahlend weiße Licht als Manifestation höchster Weisheit. Selbst die verschiedenen Konstituenten des Individuums werden durch Bilder ausgedrückt, «das Element Bewußtsein (von) einem Affen, einem jungen Knaben, einer gesprenkelten Gazelle, einer Fackel usw.» (S. 48). Wie Schlingloff hervorhebt, «versinnbildlichen alle diese Erscheinungen das Unstete, Schweifende des Bewußtseins».

Gerade der Religionspsychologe sollte sich eingehend mit diesem Werke befassen, denn im Unterschied zu den nur allzu häufigen vagen und spekulativen Darstellungen auf diesem Gebiet, liegt hier eine Fundgrube echt mystisch-visionärer Erlebnisse auf Grund von Yogaübungen vieler Generationen in äußerst zuverlässiger Bearbeitung vor.

PAUL HORSCH

The Life and Teaching of Nāropa. Translated from the original Tibetan with a Philosophical Commentary based on the Oral Transmission by HERBERT V. GUENTHER. XVI, 292 S., 8°. Oxford, Clarendon Press, 1963.

Die zu den Rotmützen zählende tantrische Schule der «mündlichen Überlieferung» *(bk'a-rgyud-pa)* schuf das erhabendste Gebäude tibetischer Mystik, das auf vier gewaltigen Säulen ruht: Tilopa (988–1069), Nāropa (1016–1100), Marpa (1021–1097), Milarepa (1052–1135). Die Lebensgeschichte der letztern zwei ist bereits zuverlässig übertragen worden von J. Bacot (*La vie de Marpa le «traducteur»*, Paris 1937) und W. Y. Evans-Wentz (*Tibet's great Yogi Milarepa*, London 1928; deutsch: *Tibets großer Yogi*, München Planegg 1937; Textausgabe: J. W. de Jong, Im Haag 1959). Eine sorgfältige, verständliche Darstellung der Lehren der bis heute fortlebenden Tradition stammt von dem ebenfalls deutschsprachigen Gelehrten Lama Anagarika Govinda (*Grundlagen tibetischer Mystik*, 2. Auflage, Rascher Verlag 1966).

Die tibetische Biographie von Nāropa hat schon A. Grünwedel (*Die Legenden des Nāropa*, Leipzig 1933) geheimnisvoll angezogen, doch tragischerweise enthüllt seine Verdeutschung manche Züge des Beginns seiner geistigen Umnachtung. Dazu stützte er sich auf ein unbedeutendes Manuskript, das nichts zum philosophischen Verständnis beiträgt (vgl. XX S. XV–XVI).

Die tiefe Bedeutung dieser «Lebensbeschreibung», in der das Legendäre – Nāropa ist ein Prinz wie Buddha usf. – das Geschichtliche fast vollständig verdrängt, liegt im psychologischen Gehalt des mystischen Erlebnisses. Die Grunderfahrung: der berühmte Dialektiker und Philosoph der damals illustren buddhistischen Universität Nālandā im östlichen Indien wird plötzlich vom Gefühl überwältigt, daß das begriffliche, diskursive Denken nicht zur Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge und der menschlichen Natur führt, was in ihm einen tiefen Abscheu gegen seine bisher rein theoretisch-spekulative Einstellung hervorruft. Eine Vision – also nicht eine logische Überlegung – fordert ihn auf, den Guru Tilopa zu suchen. Auf die spontan hereinbrechende Konversion folgt der lange, mühsame «Quest». Obwohl er ihm immer wieder begegnet unter merkwürdigen Gestalten – eine leprakranke Frau, eine räudige Hündin, ein Mann, der seine Eltern quält oder einer, der die Eingeweide aus einer Leiche zerrt usf. –, erkennt er den Guru nicht, bis er in voller Verzweiflung dem Selbstmord nahe ist. Im Paroxysmus seelischer Qual offenbart sich Tilopa erst durch eine Stimme vom Himmel. «And there came a dark man dressed in cotton trousers, his hair knotted in a tuft, and with protruding blood-shot eyes.» Und Tilopa sprach: «Ever since you met in the form of the leper woman we have never been apart, but were like a body and its shadow. The various visions you had were the defilements of your evil deeds and so you did not recognize me» (S. 36–37).

Guenther scheint uns die Quintessenz dieses Quests richtig zu interpretieren, wenn er bemerkt: «In a certain sense Tilopa is Nāropa's total-self which summons

him to find himself» (S. XIV). Anderseits geht der Hauptimpuls zum neuen Leben von der Erscheinung einer alten, häßlichen Frau aus. «She is old because all that the female symbol stands for, the emotionally and passionately moving, is older than the cold rationality of the intellect which itself could not be if it were not supported by feelings and moods which it usually misconceives and misjudges. And she is ugly, because that which she stands for has not been allowed to become alive or only in an undeveloped and distorted manner. Lastly she is a deity because all that is not incorporated in the consious mental make-up of the individual and appears other-than and more-than himself is, traditionally, spoken of as the divine. Thus he himself is the old, ugly, and divine woman ...» (S. XIII). Manche Symbole fordern in der Tat zu einer tiefenpsychologischen Interpretation direkt heraus: das alte, häßliche Weib kompensiert als vernachlässigtes weibliches Seelenbild (Anima) den überspitzten, männlichen Intellekt, die schauerlichen Visionen auf dem Quest stellen Schattenaspekte («defilements») der noch nicht integrierten Persönlichkeit dar, der alte, weise Mann versinnbildlicht das «Selbst» usf. Indes muß hier ausdrücklich betont werden, daß jeder psychologische Erklärungsversuch eine genaue Kenntnis des späten tantrischen Buddhismus und seiner bizarren Symbolik voraussetzt: gerade dieses Gebiet ist bis heute nur zu einem sehr geringen Teil erforscht.

Erst nachdem Nāropa seinen Guru gefunden hat, beginnt die eigentliche Initiation, die ebenfalls um Symbole wie der «wunscherfüllende Edelstein» (vgl. den Heiligen Gral) kreist. Ähnlich wie im Falle Milarepas erlangt der Adept die höheren Weihen nur auf Grund der Selbstverneinung, der völligen Selbsthingabe und der Entsagung aller ichbezogenen Triebe.

Im zweiten Teil (S. 112–249) bietet Guenther einen ausführlichen, philosophischen Kommentar, der weitgehend von modernen westlichen Strömungen, von der Psychologie C. G. Jungs bis zum logischen Positivismus, inspiriert ist. Zweifellos zählt er zu den besten lebenden Kennern des Vajrayāna und des buddhistischen Tantrismus schlechthin: so muß es wohl an uns liegen, wenn wir in manchen Punkten die gelehrten Ausführungen des Verfassers komplizierter, schwerverständlicher fanden als den Text.

Im Appendix (S. 250–280) werden Textproben wichtiger Stellen, gefolgt von wertvollen Noten, angeführt. Die Bedeutung liegt auf der Hand: Guenther hatte die Möglichkeit mit tibetischen Lamas dieser esoterischen Tradition den Text zu besprechen und dadurch den spezifischen Sinn mancher schwieriger Termini kennenzulernen. Solche Textbeispiele erlauben es uns im Westen, ohne Hilfe von Gurus (die ohnehin fast am Aussterben sind) dieses dunkle, geheimnisvolle Schrifttum allmählich zu enträtseln. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich einige Versehen, Mißverständnisse und Druckfehler eingeschlichen haben. Diese hat J.W. de Jong kritisch zusammengestellt im Indo-Iranian Journal IX, 2, 1966, S. 161–163. Trotzdem besteht kein Zweifel, daß es sich um ein äußerst verdienstvolles Pionierwerk handelt. PAUL HORSCH

FRIEDRICH WILHELM, *Prüfung und Initiation im Buche Pauṣya und in der Biographie des Nāropa*. Münchener indologische Studien, hrsg. von H. HOFFMANN, Band 3. 108 S., 8°. Wiesbaden, Otto Harrassowitz, 1965.

Diese Arbeit bildet eine willkommene Ergänzung zum oben besprochenen Werk von H. Guenther, führt Wilhelm doch mannigfaltige Parallelen zum buddhistischen Tantriker aus dem Hinduismus an, wozu ihm die Schülergeschichten aus dem Buche Pauṣya des großen Epos (Mahābhārata I, 3) dienen. Sie unterscheiden sich jedoch von der Lebensgeschichte Nāropas insofern, als es sich nicht um die Initiation in einen Mysterienkult, sondern einzig um Prüfungen handelt, deren Prinzip in vollkommener Ergebenheit und blindem Gehorsam gegenüber dem geistlichen Lehrer, dem *guru*, wurzelt. «Die Verehrung des Lehrers, der im Grunde mit Gott und dem eigenen Selbst identisch ist, ist der Weg zur Vollkommenheit *(siddhi)*. Mit der Siddhi schwindet die Dualität zwischen Lehrer und Schüler, ihre Identität wird bewußt» (S. 52). Auf die Übersetzung der betreffenden Geschichten und philologischen Erörterungen folgen weitere indische Schülergeschichten parodistischen Charakters, sowie einige verwandte Erzählungen aus den Upaniṣaden.

Der vierte Teil ist Nāropa gewidmet, wobei dem Verfasser bloß die unzulängliche Ausgabe von Grünwedel zur Verfügung stand. Dennoch gelang es ihm, in der Übersetzung der zwölf kleinen und großen Prüfungen seinen Vorgänger in manchen Punkten zu übertreffen. Ein Vergleich mit Guenthers englischer Übersetzung zeigt, daß in diesem Abschnitt wenigstens das ihm zur Verfügung stehende Manuskript weitgehend mit der gedruckten Ausgabe übereinstimmt, was eine kritische Edition nur noch wünschenswerter erscheinen läßt.

Nach einem Vergleich des Buches Pauṣya mit der Biographie des Nāropa werden in den Schlußbetrachtungen «konvergente Züge in außerindischen und außertibetischen Religionen» aufgedeckt. Eine vergleichende Studie über Prüfung und Initiation – wesentlich eine geistige Wiedergeburt – müßte enzyklopädischen Charakter haben, weshalb sich Wilhelm auf einige besonders markante Parallelen in griechischen Mysterien, im Mithraskult, bei den Gnostikern, in Initiationsriten der Primitivvölker usf. beschränkt. Hervorzuheben ist die überraschende Ähnlichkeit zwischen der *ḍākinī*, der «Initiationsgöttin», bei Nāropa und der Cundrīe in Wolframs «Parzival», der weisen Zauberin, «die zwischen Fee und Hexe steht» (S. 98). Auch sie ist häßlich und furchterregend, zugleich aber Gralsbotin, die bei Richard Wagner mit ihrem Initiationskuß die entscheidende seelische Wendung herbeiführt. Sicherlich liegt diesen rätselhaften weiblichen Gestalten in den beiden Sucherlegenden ein gemeinsamer Typus zugrunde. So reicht denn die Untersuchung weit über das Blickfeld der indischen und tibetischen Philologie hinaus: sie ist von allgemeinstem Interesse für Völkerkunde und Religionspsychologie. PAUL HORSCH

HANS-DIETER EVERS, *Kulturwandel in Ceylon. Eine Untersuchung über die Entstehung einer Industrie-Unternehmerschicht*. Sozialwissenschaftliche Beiträge zur Entwicklungsforschung, Band 1. 206 S., 8°. Baden-Baden, Verlag August Lutzeyer, 1964.

Das seit 1948 unabhängige Inselreich Ceylon, das an Größe (65 607 km²) und Bevölkerungszahl (9 000 000) die Schweiz etwa um ein Drittel übertrifft, weist vom sprachlichen und soziologischen Standpunkt eine noch größere Vielfalt auf. Neben Englisch als Beamtensprache stehen sich das dravidische Tamil und das indo-arische Singhalesische feindlich gegenüber, was in blutigen Auseinandersetzungen zum Ausdruck kam.

Die soziale Schichtung ist von außerordentlicher Komplexität: zuunterst stehen die äußerst primitiven negroiden Ureinwohner, die Väddas, die bis zu einem kleinen Rest zurückgedrängt wurden. Die wahrscheinlich um 500 v. Chr. aus dem westlichen Indien eingewanderten Singhalesen, die sehr früh eine bedeutende wirtschaftliche Zivilisation und hohe buddhistische Kultur entwickelt haben, bilden den Kern des ceylonesischen Volkes. Doch schon seit den ersten Jahrhunderten v. Chr. erfolgte eine kriegerische Auseinandersetzung mit den auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe stehenden, aus Südindien eindringenden Tamilen. Darüber lagerten sich die Kolonisatoren europäischer Staaten: Portugiesen, Holländer, Engländer, welch letztere im Jahre 1815 dem eingeschrumpften ceylonesischen Königreich von Kandy den Todesstoß versetzten.

Das religiöse Bild spiegelt die soziologische Vielfalt wider: abgesehen vom Animismus der Väddas, bekennt sich der Großteil der Singhalesen zum Buddhismus, genauer dem «Kleinen Fahrzeuge» (Hnayāna), dessen Pāli-Kanon im 1. Jh. v. Chr. hier niedergeschrieben wurde. Die Tamilen dagegen sind Hindus, während die Europäer die verschiedenen christlichen Konfessionen, vor allem den Katholizismus, eingeführt haben.

Für den ersten Blick mag es erstaunlich erscheinen, daß sich in dieser vorwiegend buddhistischen Gesellschaft das hinduistische Kastensystem durchgesetzt hat. Immerhin unterscheidet es sich in Ceylon in wesentlichen Punkten vom indischen; so fehlen vor allem die Brahmanen, die in Indien an der Spitze der Hierarchie stehen. Wohl gibt es auch in Ceylon eine Rangordnung, die jedoch von den Bauern (Goyigama) und Fischern (Karava) beherrscht wird (vgl. S. 49–60).

Die zentrale Frage, die in diesem Buche aufgeworfen wird, lautet: Wie kann sich auf diesem soziologisch so komplexen und traditionsgebundenen Unterbau eine moderne, kapitalistische Unternehmerschicht erheben? Evers befaßt sich, nachdem er in klaren Zügen die traditionale und die moderne Kultur dargestellt hat, auf Grund anderthalbjähriger soziologischer Feldforschung mit dem Problem des «Kulturwandels» (S. 109–155), wobei es ihm gelingt, die entscheidenden Faktoren herauszuschälen. In diesem Sinne bildet sein Buch einen wichtigen Beitrag zum heute so ak-

tuellen Problem des Prozesses der Industrialisierung in den Entwicklungsländern. Im Anhang folgen moderne Dokumentation, Tabellen, Literaturverzeichnis, Glossar und Index. Die neue Schriftenreihe hat mit dieser Veröffentlichung einen verheißungsvollen Start.

PAUL HORSCH

CHRISTOPHER ISHERWOOD, *Ramakrishna and his Disciples*. 348 S., 33 Abbildungen, 8°. London, Methuen & Co., 1965.

Das schöne und empfehlenswerte Buch von Isherwood schildert uns in klarer und eindrucksvoller Weise das Leben Ramakrishnas, der sicherlich zu den bedeutendsten religiösen Lehrern der neueren Zeit gehört.

In lebendiger Sprache werden wir mit den in Indien herrschenden Verhältnissen bekannt gemacht und auch mit der Geschichte der Entstehung des Tempels in Dakshineswar, wo Ramakrishna wirkte.

Sein Vater gab ihm den Namen Gadadhar, erst später wurde er Ramakrishna genannt. Er verbrachte seine Jugendjahre in Kamarpukur und gehörte der Brahmanenkaste an. Er war ein fröhlicher Mensch und hatte viel Sinn für Humor.

Eine sehr reiche Dame namens Rani Rasmani ließ in Dakshineswar, in der Nähe von Kalkutta, mit Hilfe ihres Schwiegersohnes Mathur Mohan einen Tempel zu Ehren der Göttin Kali erbauen. Da diese Dame aber der Sudrakaste, der Kaste der Unberührbaren, angehörte, gab es zuerst Schwierigkeiten, den Brahmanen Ramakrishna dazu zu bewegen, für eine Sudra in dem Tempel den priesterlichen Dienst zu verrichten. Dank dem Geschick Mathurs konnten schließlich die Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Ramakrishna blieb in Dakshineswar bis zu seinem Lebensende.

In diesem Tempel hatte er seine Visionen der Göttin Kali, zu der er stets seine Zuflucht nahm und die ihm seinen Weg wies.

Sein berühmtester Jünger war Swami Vivekananda, der besonders auf dem Parliament of Religions in Chicago, 1893, einen großen Einfluß ausübte. Vivekananda war ein geistig hochstehender Mensch, tief religiös und hatte einen sehr scharfen Verstand. Er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Narendra Nath Datta. Er sträubte sich anfangs, Ramakrishna zu folgen, und dieser hatte große Mühe, ihn von seiner eigenen Lehre zu überzeugen. Lange dauerte es, bis es Ramakrishna gelang, Narendra für sich zu gewinnen.

Viele andere hervorragende Jünger standen zuletzt Ramakrishna zur Seite, deren Namen und Leben in dem Buche Isherwoods sehr genau beschrieben werden.

Ramakrishna wurde von ihnen als Avatar (Göttliche Inkarnation) verehrt, und seine gewaltige Persönlichkeit, seine tiefe religiöse Einstellung, sein großes Einfühlungsvermögen den Leuten gegenüber und seine Menschenfreundlichkeit mögen wohl dazu beitragen, anzunehmen, daß er auch ein Avatar gewesen ist. Er hatte die

Fähigkeit, sich in die Lage der anderen Menschen und der Religionen zu versetzen und sie nachzuerleben, und so hatte er etwas Verbindendes für alle. Nie ergriff er eine einzige, bestimmte Religionsrichtung, sondern ließ sie alle gelten, da sich jede auf ihre Art um das Erleben Gottes bemühte, denn zuletzt sind es nur verschiedene Wege der andersgearteten menschlichen Einstellungen zu dem geistigen Mittelpunkt des Menschen, der bei allen derselbe ist.

Seine Gespräche mit Leuten aus allen Volksschichten werden lebendig geschildert. Zu erwähnen ist auch sein Verhältnis zu dem berühmten Schauspieler Girish Chandra Ghosh, der ein sehr bewegtes Leben führte, sich aber doch von Ramakrishna stark angezogen fühlte. Ramakrishna selbst hatte viel Sinn für Theateraufführungen und ebenso für Komik und fand in seinen jungen Jahren viel Vergnügen daran, sich zu verkleiden. Er ermunterte Girish trotz dessen Zweifel, am Schauspielerberuf festzuhalten, und das Bild Ramakrishnas als Patrons der Theater ist in Kalkutta in fast jedem Schauspielhaus zu sehen.

Es bildeten sich einige Zentren zum Studium der Lehre Ramakrishnas. Zehn in den Vereinigten Staaten Amerikas, eines in England, eines in Frankreich und eines in Argentinien.

Nicht zu vergessen sind die zahlreichen ausgezeichneten Photographien Ramakrishnas, seiner Jünger, seiner Frau und der wichtigsten Orte seines Wirkens.

Zu erwähnen ist auch der ansprechende Stil des Buches, der dazu beiträgt, die tiefen religiösen Regungen, die der Autor selbst erlebt und er hat es verstanden, seine Gefühle dem Leser nachempfinden und ihn an dem großen Geschehen in Dakshineswar teilnehmen zu lassen. R. VON MURALT

A Guide to Western Manuscripts and Documents in the British Isles relating to South and South East Asia. Compiled by M. D. WAINWRIGHT and NOEL MATTHEWS under the general supervision of J. D. PEARSON. XIX, 532 pages, 4°. London, Oxford University Press, 1965.

Dieser Führer im Umfang von über 500 Seiten wird ein unentbehrliches Quellenwerk für jeden Forscher werden, der die Kolonialgeschichte der Region Süd- und Südostasiens zu bearbeiten gedenkt. Das Gebiet umfaßt die Länder von Afghanistan im Westen bis Vietnam und den Philippinen im Osten und von Tibet im Norden bis Indonesien im Süden; das Hauptgewicht liegt (für englische Quellen) natürlich auf Indien. Allerdings sind die Bestände des India Office nicht aufgenommen, da dieses Seinen eigenen Katalog zu veröffentlichen beabsichtigt. Dafür sind die Bestände aller öffentlichen Bibliotheken, des Public Record Office und aller in Frage kommenden Spezialarchive (kirchliche und Missionsarchive, Regimentsarchive, Handelshäuser, Banken, Museen, Tropenspitäler) im ganzen Gebiet der Britischen Inseln aufgenommen.

Das Unternehmen verdankt einer Subvention der Rockefeller-Stiftung seine Existenz. Gewähr für eine bibliographisch einwandfreie Bearbeitung bietet die Aufsicht von seiten der Leitung der School of Oriental and African Studies in London.

Diesem großartigen Quellenwerk liegt eine kollektive Arbeit über mehrere Jahre zugrunde. Der Index allein umfaßt 70 Seiten zu je drei Kolonnen und enthält sowohl Personen- und Ortsnamen wie auch Sachbezeichnungen. MAX SILBERSCHMIDT

South Asian Affairs. Number Two. *The Movement for National Freedom in India*. Edited by S. N. MUKHERJEE. St. Antony's Papers, Number 18. 114 pp., 8°. London, Oxford University Press, 1966.

Sammelband von sechs Aufsätzen: «Moderates and Extremists: two attitudes towards British rule in India» by D. Argov; «The Idea of Freedom in the political thoughts of Vivekānanda and Aurobindo» by Dennis Dalton; «Nationalist Interpretations of *Arthaśāstra* in Indian Historical Writing» by Johannes H. Voigt; «Lord Curzon and Indian Nationalism, 1898–1905» by S. Gopal; «The Effects of the Russian Revolution on India, 1917–1920» by Zafar Imam; «Nehru and Early Indian Socialism» by Dietmar Rothermund; mit einer Einleitung von S. N. Mukherjee. «The present volume is a selection of papers which were submitted to a seminar held at St. Antony's College during the Trinity Term, 1964. Each author has chosen his own subject which he thought important and used the methods which he considered most useful. It should not be considered as a definitive study of the subject as a sample of various interpretations of the movement for national freedom in India now being given by different scholars working in different universities throughout the world» (p. 18). Ein gut ausgestattetes Büchlein. W. R.

CHO-YÜN HSÜ, *Ancient China in Transition. An Analysis of Social Mobility, 722–222 B. C.* VIII, 238 S., 8°. Stanford, Calif., Stanford University Press, 1965.
YUNG-TEH CHOW, *Social Mobility in China. Status Careers Among the Gentry in a Chinese Community*. XI, 300 S., 8°. New York, Atherton Press, 1966.

Die Frage, welche diese beiden Publikationen verbindet, ist die Frage nach der Mobilität in der chinesischen Gesellschaft. Damit nehmen sie ihren Platz ein in der immer wachsenden Reihe soziologischer Untersuchungen der chinesischen Gesellschaft in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung. So sehen wir, wie eine Sozialgeschichte Chinas immer deutlicher im Werden begriffen ist, die von den üblichen kulturgeschichtlichen Analysen, welche von den traditionellen konfuzianischen Ansichten über Gesellschaft und Staat weithin bedingt waren, oft ziemlich verschieden ist. Der Unterschied liegt vor allem bei einer völlig anderen Methodologie, die das vorhandene Material statistisch zu verwenden sucht.

Die neue Methodik kommt besonders stark zum Ausdruck in den Untersuchungen Hsü Cho-yüns, des Historikers an der Taiwaner Nationaluniversität, für die die klassische Periode der Chou-Dynastie Untersuchungsgegenstand ist. Das bringt uns unmittelbar zu der Frage nach der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit der alten Quellen und Urkunden für die sozialgeschichtliche Forschung. Aus diesen Gründen hat wohl Professor Hsü dem Problem der Authentizität und Datierung der Chou-Texte einen allzu kurzen Appendix gewidmet, denn von den Ergebnissen einer solchen historisch-kritischen Quellendeutung ist seine ganze Arbeit in hohem Maße abhängig. Nun zeigt gerade dieser Appendix, wie wenig sich eigentlich der ganze Stoff für eine statistische Materialverwendung eignet. Das nimmt auch nicht wunder, denn selbst der Text mit dem reichhaltigsten Material, das *Tso chuan*, beabsichtigt etwas ganz anderes als eine sozialgeschichtliche Darstellung. Die Geschichtsschreibung im traditionellen China hat immer im Dienste der moralischen Philosophie gestanden: das *historia docet* ist für keine Historiographie ein so starkes Leitmotiv gewesen als für die chinesische. Dazu kommt noch die ganze Problematik der Zuverlässigkeit dieses «historischen» Materials. Die Überlieferungsgeschichte der Chou-Texte hat sich zumal seit der Forschungsarbeit der textkritischen Schule der Mandschuzeit (17.–19. Jahrhundert) oft als so verwickelt gezeigt, daß man sich bisweilen fragt, ob irgendein früher Text überhaupt zuverlässiges historisches Material bildet oder ob man nicht in den meisten Fällen von einer endgültigen «konfuzianischen» Redaktion der Han-Zeit reden muß.

Dennoch ist es sicherlich interessant, zu sehen, wie Professor Hsü dieses zum Teil nur allzu bekannte Material soziologisch und selbst statistisch verwendet, und so doch den großen Prozeß des gesellschaftlichen Wandels seit dem fünften vorchristlichen Jahrhundert auf eine neue sachliche Weise illustrieren kann. Dabei sind ihm zum Beispiel im 2. Kapitel *(Changes in Social Stratification)* die alten Clan- und Familiennamen und deren spätere Abwesenheit zu wichtigen Leitfossilien geworden. Ob nun eine statistische Untersuchung über die Frequenz bewaffneter Konflikte, denen nach ihrem angeblichen Umfang ein oder mehrere «Kriegspunkte» zugegeben werden (Kap. 3: *Wars and Warriors*), an sich viel Wert hat, ist zwar fraglich, als weitere Illustration der allmählichen Ausdehnung der Kriege parallel mit der Machtausdehnung der einzelnen Lehnen wirkt sie ganz effektiv. Nützlich sind auch die Präsentation und Gruppierung des alten Materials im 4. und 5. Kapitel *(The New State, Economic Changes)*, die eine bequeme Übersicht über diese Aspekte des gesellschaftlichen Wandels geben. Daß das Problem der ideologischen Umwandlung (Kap. 6: *Changes in Ideas*) erst an letzter Stelle besprochen wird, hat wohl seinen Grund in dem Bestreben, von der gesellschaftlichen Realität auszugehen und die Ideen weithin als Derivate dieser Realität zu sehen (obwohl sich der Autor auch des ideologischen Einflusses auf die gesellschaftlichen Entwicklungen bewußt ist). So verschafft das ganze Buch den Eindruck eines eher sachlichen Gerippes, das nur sparsam mit dem

durch die Tiefe einer kulturhistorischen Deutung gewonnenen Fleisch und Blut umhüllt ist.

Vielleicht ist es auch einmal gut, eine solche tiefere Deutung nicht zu sehr zu betonen, weil sie doch immer Elemente der persönlichen Einfühlung und Stellungnahme in sich schließt. Dennoch kann man sich nicht ganz dem Gefühl entziehen, daß die großen und brillant geschriebenen Synthesen wie Granets *Civilisation chinoise* und Masperos *La Chine antique* den Leser noch immer dem geistigen Klima des klassischen chinesischen Altertums näherbringen. Da Professor Hsü aber nicht eine solche Synthese beabsichtigte, sondern vielmehr eine besondere gesellschaftliche Problematik beschreiben wollte, ist ein Vergleich mit Granets und Masperos Werk nicht ganz gerecht. Sicherlich hat Professor Hsüs Buch für eine bessere und genauere Übersicht der alten chinesischen Sozialgeschichte großen Wert.

Die Publikation des Soziologieprofessors Chow Yung-teh führt uns in eine ganz andere Zeit hinein. Gegenstand seiner Untersuchung ist, wie bereits erwähnt, die gesellschaftliche Mobilität vor allem in der sogenannten «Gentry»-Schicht der chinesischen Gesellschaft. Den Namen «Gentry» hat wohl Professor Eberhard dieser für die traditionelle chenisische Gesellschaft so typischen Schicht gegeben, um ihren eigenen Charakter gegenüber den anderswo mehr üblichen Adelsschichten zu betonen. Dabei ist die Analogie mit der britischen Gentry einerseits wohl zutreffend, andererseits aber nicht ganz durchführbar. Denn einerseits bildet die durch die staatlichen Prüfungen konfuzianisch-ideologisch gebildete Beamtenschicht einen wichtigen Bestandteil der «Gentry», andererseits aber besteht zwischen der Gentry als örtlich führender Schicht und der Beamtenschaft als nicht-örtlicher Vertreterin der Provinzial- und Zentralregierung eine nicht zu verleugnende Gegenüberstellung, wobei die Gentry oft den Behörden gegenüber die lokalen Interessen wahrte. So war die Gentry eine unentbehrliche Zwischenstufe zwischen der Beamtenschaft und dem gewöhnlichen Volke, ja sie übernahm sogar örtliche Verwaltungsfunktionen und besaß dadurch oft eine viel größere Macht als die offizielle Verwaltung selber.

Obwohl die Gentry an sich eine überaus konservative Gruppe bildete, war sie nicht etwa durch Geburt scharf definiert; es gab also immer die Möglichkeit für die Angehörigen der unteren Schichten, in ihrer Mitte aufgenommen zu werden. Die verschiedenen Typen der gesellschaftlichen Mobilität, sowohl aufwärts als niederwärts, werden in Dr. Chows Untersuchung beschrieben und analysiert anhand einer Materialsammlung, welche der Autor und seine Mitarbeiter in den Jahren 1940 bis 1948 im Distrikt Kunyang, Provinz Yünnan, angelegt haben. Obwohl das nicht gerade eine für China zentrale Ortschaft war, kann man doch behaupten, daß das, was da sowohl im öffentlichen als im privaten Leben vor sich ging, doch für die Gentry in ganz China in mancher Hinsicht typisch war, vielleicht nicht sosehr direkt als «ein Mikrokosmos eines damit korrespondierenden nationalen Makrokosmos», sondern als Beispiel dafür, wie Tausende und Abertausende von führenden Persönlichkeiten

doch von den vielen Distrikten und Ortschaften, wo sie herstammten, für ihr weiteres Leben weitgehend beeinflußt waren.

Natürlich konnte eine Untersuchung in der Zeit, in welcher sie durchgeführt wurde, nicht die gewaltige Problematik der Modernisierung Chinas vermeiden, obwohl der Autor versucht hat, sich zu dem Phänomen der *gesellschaftlichen* Mobilität (also nicht der ökologischen oder migratorischen Mobilität) zu beschränken. Wie er auch schließt, war die Gentry als soziale Schicht schon längst zum Tode bestimmt, und ihr völliges Verschwinden unter dem neuen kommunistischen Regime war nur der letzte Akt im ganzen Drama. Die Frage, welche Machtstrukturen auf örtlicher Ebene die alten Funktionen der Gentry übernommen haben, wird vom Autor nur als interessantes Forschungsobjekt erwähnt (mit Verweis u. a auf C. K. Yangs *A Chinese Village in early Communist Transition*). Außer einigen allgemeinen Bemerkungen in seinen Schlußfolgerungen hat er aber dieses interessante Problem nicht weiter ausführen können. Daß jedoch in der ganzen gesellschaftlichen Lage und in dem Verhältnis zwischen Bauerntum und Gentry ein explosives revolutionäres Element vorhanden war, zeigt das aufgeführte Material mit lebhafter Klarheit.

Der größte Wert dieser Untersuchung liegt zweifellos bei dem gesammelten Material selbst, nämlich die sich auch über frühere Generationen ausdehnenden Lebensgeschichten von 47 Familien aus dem Kunyang Distrikt. In diesen ganz konkreten Familiengeschichten kommt erst das ganze Problem der gesellschaftlichen Mobilität zum Leben. Die Art und Weise, auf die der Autor und seine Mitarbeiter mit endloser Geduld dieses Material gesammelt haben, muß jeden Soziologen, der an westliche Verhältnisse gewöhnt ist, zu staunender Bewunderung zwingen. Eines sei hierbei bemerkt: der Autor hat in den geschriebenen Quellen, zumal in den Ortsgeschichten, sehr wenig Material aufgefunden, das für seine Untersuchungen von wirklichem Nutzen war, weil die dort aufgeführten Biographien schon zusehr von der konfuzianischen Orthodoxie ins Klischeehafte umgestaltet waren. Dasselbe könnte man aber von vielen Einzelheiten der so mühsam gesammelten Lebensgeschichten sagen, denn die Leute lebten nun einmal in einer gesellschaftlichen Atmosphäre, welche von den konfuzianischen Klischees weithin beherrscht war. Hieraus können wir auch die Schlußfolgerung ziehen, daß die alten klassischen Quellen, die Professor Hsü für sein oben besprochenes Werk benutzt hat, trotz oder vielleicht selbst wegen ihrer konfuzianisch-moralistischen Klischees für ein besseres Verständnis des chinesischen Lebens- und Gefühlsklima nach wie vor ihren großen Wert haben.

R. P. Kramers

The Pillow Book of Sei Shōnagon. Translated and edited by IVAN MORRIS. XIX, 268 pp., 7 illustrations, 8°.
A Companion Volume. 326 pp., illustrations and maps, 8°. London/Melbourne/Kuala Lumpur, Oxford University Press, 1967.

Wer das rund tausend Jahre alte «Kopfkissenbuch» (Makura no sōshi) der japanischen Hofdame Sei Shōnagon zur Hand nimmt, um dessen geradezu impressionistischen, leicht hingeworfenen Eintragungen in sich aufzunehmen, ebenso wie der wissenschaftlich Arbeitende, der unter sicherer Leitung in das «wichtige Dokument» des ganzen Jahrhunderts – um an Arthur Waley's Feststellung zu erinnern – eindringen will, einer wie der andere wird aus Ivan Morris' Arbeit Gewinn ziehen.

Fluß, Lebendigkeit, genau wie Zuverlässigkeit und Treffsicherheit sind der Übersetzung zu eigen, die überall dort, wo es sich zwanglos ergibt, wortgetreu im übrigen jedoch frei ist. (Allerdings nicht ohne dem Leser im Ergänzungsband die Rechtfertigung solcher Freiheiten vorzulegen.) Ähnlich hält es Morris auch bei Gedichten, die im Text in wohl gerundeter Form aufscheinen, im Ergänzungsband aber genauest untersucht werden auf Stellung, Zitate, Wortspiele, versteckte Anspielungen und sonstige Finessen, für die Sei Shōnagon, dank ihrer literarisch «erblichen» Belastung, eine ausgesprochene Neigung besaß.

Eigentliche Kürzungen werden nur in wenigen Fällen vorgenommen, in denen sich textliche Überschneidungen oder strukturell unnütze Wiederholungen ergeben.

Wo die einzelnen Abschnitte des Originals keine Betitelung durch die Autorin tragen, finden die Satzanfänge der ersten Zeile als Titel Verwendung.

Eine chronologische Anordnung der verschiedenen Impressionen unterbleibt – obgleich diese zum Teil leicht herzustellen wäre – nicht nur um den Charakter des Flüchtigen, in einem Augenblick Hingepinselten zu erhalten, sondern weil keine Ausgabe des Textes festzustellen vermag, wie das Original tatsächlich abgefaßt war.

Eine Übersichtstafel, die das Aufsuchen einzelner Stellen der Übersetzung in den drei hauptsächlich benutzten Ausgaben des Makura no sōshi leicht macht, bietet der Ergänzungsband. Dieser enthält außerdem eine Übersicht über die jährlich wiederkehrenden Bräuche und Feste, die Hauptfiguren des Buches, eine Chronologie, genealogische Tafeln (und zwar der Kaiser, der Minamoto, Fujiwara, Kiyowara, Takashina), ein Diagramm des Aufbaus der Zentralregierung, Illustrationen von Kleidungen, Wagen, Musikinstrumenten, nebst Karten u. a.

Eine Schwierigkeit, die eindeutige Benennung der einzelnen Figuren, umgeht Morris fallweise, indem er die übliche Kennzeichnung mit dem Amt der betreffenden Person durch deren Rufnamen ersetzt. (Dadurch wird es beispielsweise unmöglich, daß zwei verschiedene Inhaber eines Amtes unter einem und demselben Titel auftreten.)

Eigennamen bleiben meist unübersetzt, genau wie die Bezeichnung der Monate. Bei diesen heißt es dann schlicht «10. Monat» statt «Abwesenheit der Götter» usw., um jede aufgesetzte Exotik zu vermeiden. Nach Morris' sehr gesundem Prinzip, demzufolge die Dinge in einer fremden Sprache nicht farbenprächtiger tönen dürfen als für die Ohren der Einheimischen. WMT.

JEAN HERBERT, *Les dieux nationaux du Japon*. 340 pages, 8°. Paris, Editions Albin Michel, 1965.

Dieser in sich abgeschlossene Band ist gleichzeitig eine sinnvolle Ergänzung der vorausgegangenen Arbeit Jean Herberts «Aux sources du Japon» und versucht, dem Abendländer das Eindringen in die japanische Mythologie zu ermöglichen. Sind doch Mythologie und Geschichte durch die Genealogie nahtlos miteinander verbunden.

Überdies sind die Mythen heute mehr denn anderswo noch lebendig und werden als historische Fakten angesehen, deren Gewicht sich dadurch verstärkt, daß die Japaner in allem, was die Religion, das Geistige und Sittliche betrifft, rationalistischen Überlegungen fremd gegenüberstehen.

«Nach geduldigem Studium», sagt der Autor, «gelangte ich zu der Überzeugung, daß die in den Shintoschriften gegebene Theogonie weder die Frucht ungezügelter dichterischer Einbildungskraft noch das Gestammel von Primitiven ist, wie unsere Orientalisten den Sachverhalt fern hinstellen. Man wird außerdem nicht daran zweifeln dürfen, daß das, was Millionen Menschen durch eine erkleckliche Anzahl von Jahrhunderten an mündlicher und schriftlicher Überlieferung hingenommen haben, ein gewisses Maß an Einsicht besitzt.»

«Viele Kommentatoren haben sich darauf beschränkt, auf Widersprüche bei der Schilderung desselben Faktums in verschiedenen Schriften (Kojiki, Nihongi u.a.) hinzuweisen. Doch mag der erste Augenschein auch den Eindruck erwecken, widersinnig oder kindisch zu sein, dürfte das meiste der mangelnden Erfahrung oder einem europäischen Überlegenheitskomplex zuzuschreiben sein.»

Technik, Eindringlichkeit und Fülle des Materials sind dem vorangegangenen Bande gleich und führen vielfach auf neue Wege. Wo Übersetzungen bereits vorlagen, wurden diese benutzt und, sofern es angezeigt war, korrigiert. WMT.

Yoshitsune. A Fifteenth-Century Japanese Chronicle. Translated and with an Introduction by Helen Craig McCullough. VIII, 367 pages, 8°. Unesco Collection of Representative Works, Japanese Series. Stanford (Calif.), Stanford University Press, 1966.

Diese zum erstenmal ins Englische übertragene Chronik eines anonymen Verfassers aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist mehr als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis

des Titelhelden und der den historischen Hintergrund bildenden Machtkämpfe. Die Strahlungskraft von Yoshitsunes Persönlichkeit – sie muß bereits vor Erscheinen der ersten Darstellungen wie dem Heike monogatari kräftig auf die Phantasie des japanischen Volkes eingewirkt haben – übt auch heute noch eine betont affektive Wirkung aus. Der Mann und die Welt der Taira und Minamoto sind nicht bloß in Theaterstücken, Erzählungen und Liedern lebendig. Die Erinnerung an sie ist vielmehr so präsent, wie die Autorin der vorliegenden Arbeit erwähnt, daß zwei Parteien bei Wettkämpfen sich häufig auf das Rot der Taira und das Weiß der Minamoto beziehen oder das Fernsehen einen Minamoto–Taira-Singkampf ankündigt.

Die vorliegende Chronik bietet, obwohl sie ein rundes Vierteljahrtausend nach den Ereignissen geschrieben wurde, die reichhaltigste Materialsammlung aus der Jugend Yoshitsunes und der Zeit, die er als Flüchtling umherirrte, ehe er sich den Tod gab. Ebenfalls bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, daß der Anonymus auf die berühmten Glanzstücke aller anderen Darstellungen – zum Beispiel die Schlacht von Dan-no-ura – verzichtet, will sagen, sie als bekannt voraussetzt.

Nicht weniger begrüßungswert als die Herausgabe der Chronik selbst ist der Apparat, den die Autorin dem Ganzen beigegeben hat. Besonders hervorzuheben sind dabei die rund dreißig Seiten der Einleitung, die sich überaus instruktiv mit dem Werden der «Legende» befassen. WMT.

JEAN HERBERT, *An Introduction to Asia*. Translated by MANU BANERJI, 410 p., 8°. London, George Allen & Anwin Ltd, 1965.

Das Buch von Jean Herbert, «An Introduction to Asia», gibt ein sehr anschauliches und detailliertes Bild dieses Kontinentes und dessen Bewohner. Für den Europäer ist dieses Buch außerordentlich lehrreich und so voller Angaben über die Religionen, Philosophien, Sitten, Gebräuche, Familienleben, Auffassungen von Zeit und Raum, Kunst in Asien, die von den unsrigen so grundverschieden sind, daß wir große Mühe haben, uns da hineinzudenken. Sämtliche Länder Asiens kommen an die Reihe, und dieses Werk könnte als eine Art Nachschlagebuch dienen.

Jean Herbert schreibt aus eigener Erfahrung, und es kommt uns bei der Lektüre zum Bewußtsein, wie die Ansichten über gut und böse und die Lebensgewohnheiten auf der Welt anders geartet sind. Die geistige Einstellung und Psychologie der Asiaten ruht oft auf ganz anderen Fundamenten als die unsrigen, und vieles Geistige, das uns durch unsere Beschäftigung mit rein äußerlichen Problemen der Soziologie und Technik, wie zum Beispiel unser Verhältnis zum Göttlichen, verlorengegangen ist, müssen wir uns wieder erarbeiten.

Was die Asiaten besitzen und uns zum Teil verlorengegangen ist, ist ihre große Sehnsucht nach Loslösung aus unserer Welt des Leidens und der Vergänglichkeit

und der Drang nach höheren Zuständen der geistigen Welt. Diese Wege für uns wieder gangbar, verständlich und erlebbar zu machen, ist der Beitrag Herberts sehr wertvoll.

Mit der ausschließlichen Beschäftigung mit rein materiellen Problemen werden wir unfähig zur Meditation und Vertiefung. Es wäre aber wohl ganz verkehrt, unsere westlichen Methoden den Asiaten aufdrängen zu wollen. Man erfährt hierbei den großen Unterschied zwischen unserem europäischen Individualismus und der orientalischen Auffassung des Menschen. Herbert beschreibt auch sehr ausführlich alle Sekten, wie sie im Osten entstanden sind, ihre Ähnlichkeiten und ebenso ihre Unterschiede.

Man erlebt den westlichen Einfluß auf die östlichen Länder, aber andererseits beginnen sich die Wirkungen östlicher Lehren auch im Westen spürbar zu machen. Wir können aber nicht die östlichen Lehren genau übernehmen und sie hier in der gleichen Weise einführen, aber sie erwecken wieder im westlichen Menschen Kräfte, die durch seine einseitige technische und rein soziologische Richtung fast erstickt worden sind. Dies könnte uns in einen geistigen Abgrund führen, wenn wir keine geistige Führung mehr besitzen, um dann einer Anzahl von Tyrannen und Diktatoren zum Opfer zu fallen. Herbert sagt wörtlich: «Die letzten Herrscher einer Rasse sind hauptsächlich Tyrannen und Rebellen. Durch ihren Stolz geblendet, handeln sie in ihrem eigenen Interesse, anstatt der Tugend folgend, die identisch ist mit der natürlichen Ordnung (Tao) ... Königliche Tugend wird erhalten durch himmlische Befehle. Sie wird zerstört durch die Gewaltmethoden, die typisch sind für Tyrannen.»

Durch gründliche psychologische Studien kann man die Asiaten besser verstehen und ihnen gegenüber Fehler vermeiden und uns so einen neuen Weg bahnen, um auf unserem eigenen Pfad einen Schritt weiter zu kommen, doch nichts wiederholt sich, es muß eine neue Pflanze wachsen, die des geeigneten Bodens bedarf, um gedeihen zu können. Unsere überspannte Robotertechnik, bar jeder seelischen und geistigen Komponente, unser falsch gerichtetes abenteuerliches Leben und unsere oft sinnlose Sucht und Einbildung, deren böse Folgen wir mit der Zeit zu gewärtigen haben, müssen durch besseres geistiges Wissen eingedämmt und reguliert werden.

Hierzu eignet sich das Buch Herberts ganz besonders und kann jedermann warm empfohlen werden.

R. VON MURALT